

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 18.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

— Berlin, 28. April 1889. —

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4½ M.

XVI. Jahrg.

Kapitän Massa.

Eine römische Vorgeschichte von Richard Voß.

(Fortsetzung und Schluß.)

Am Morgen kam Filomela und erfuhr sogleich von der Mutter, was sich in der Nacht begeben hatte. Die gute Seele war voller Freude, weil der arme Vigio für seinen Todtschlag, seine Flucht und das Jahr Briganten-Leben nun doch die Braut erhalten hatte. Aber Flavia trug eine so unbräutliche Miene zur Schau, daß die Getreue sich genügen lassen mußte, das Ereigniß mit der Mutter zu bereden und es im ganzen Orte zu verbreiten.

„Wißt Ihr's schon? Der Vigio war in der Nacht da, und die Flavia will ihn zum Manne nehmen.“

Zu jeder anderen Zeit hätte eine solche Neuigkeit ganz Nocca in Aufruhr gebracht; aber heute hatte man an andere Dinge zu denken; denn heute sollte man

droben auf dem Felde Maccaroni essen und mit den Fremden Saltarello tanzen. Das Verlöbniß, welches in der Nacht zwischen dem Briganten und Flavia stattgefunden hatte, wurde demnach für's Erste mit einigen Prophezeiungen abgethan.

Wenn daraus nur etwas Gutes kam; denn die Flavia —

Diese betrachtete sich aber so ganz als Verlobte des Banditen, daß sie am Vormittage ihre braune, alterthümliche Truhe öffnete und über die verschiedenen Linnenstücke strenge Musterung hielt. Das Ergebnis war kein sehr befriedigendes: der Brautschatz, den die schöne Flavia ihrem Manne in's Haus brachte, war recht kümmerlich. Allerdings mochten bis zur Hochzeit noch zwei Jahre vergehen, — zwei Jahre vergingen sicher; trotzdem beschloß Flavia, fleißig an der Aussteuer zu arbeiten. Gleich heute wollte sie anfangen.

Gegen Abend begannen die Frauen, sich auf's Beste für das Fest herauszuputzen; sie legten die neuen, granat-

rothen Sonntagsbröcke an, befestigten die frischgewaschenen Schleiertücher auf dem Kopfe und schmückten sich mit schweren, goldenen Ohrgehängen und prächtigen Korallenschnüren. Flavia stand da mit ihrer Spindel und that, als ob es gar keine Maccaroni und gar keinen Saltarello auf der Welt gäbe. Ihre Mutter, die für ihr Leben gern an der geliebten Speise sich einmal so recht satt gegessen hätte, drang in sie, mitzugehen, entbot zu ihrem Beistande die Nachbarinnen; aber Vigio's Braut blieb bei ihrer Weigerung:

„Ich lasse mir von den Fremden nichts schenken, und mit einem Versagliere tanze ich nicht.“

Auf eifriges Zureden der Nachbarinnen entschloß sich die Mutter, Filomela, deren Eltern gestorben waren, auf das Feld zu begleiten. Flavia sah zu, wie die geputzten Frauen und Mädchen über den Platz gingen, ein langer, fröhlicher Zug. Mit welchem der Mädchen würde er heute Abend wohl am meisten tanzen? Mit der Schönsten natürlich! Als die Letzten vorbei waren, begab sich Flavia vor das Haus, wo es ganz einsam



Der Kampf mit dem Drachen. Von G. Reichert. — Siehe Seite 80.

war, hockte sich auf die steinerne Schwelle, wollte spinnen, verschränkte statt dessen die Arme über den Knien, ließ den Kopf auf die Brust sinken und schloß die Augen. Sie stellte sich vor, wie die fröhliche Schar in der anbrechenden Nacht lachend und plaudernd den Felsenpfad hinaufstieg, wie sie droben von den Fremden empfangen wurden, wie sich dann Alle um die lustig flackernden Feuer drängten, die Mädchen das Tambourin schlugen und der Tanz begann, — ohne sie.

Er hatte freilich gesagt, daß er sie holen, daß er sie auf seinen Armen hinaustragen würde. — Als ob ihm von Allen nur sie gefiele! Filomela war hübscher als sie; er würde mit Filomela tanzen, er würde sie über Filomela vergessen. . .

Was ging es sie an, die Braut Bigio's? Aber hatte der Andere nicht gesagt, daß er ihn tödten wollte? Weil er glaubte, daß der Brigant ihr Liebhaber sei, — aus Eifersucht also. — Sie athmete schwer, sie seufzte. Die Stille und die Dunkelheit machten ihr Angst.

Wenn er wirklich käme, wenn er es wirklich wagen sollte. — Doch so etwas sagte man wohl, that es aber nicht; sie konnte ruhig sein. Trotzdem lauschte sie auf jeden Laut; bei jedem Geräusch fuhr sie zusammen, um darnach erleichtert aufzuathmen. Sie hatte sich getäuscht, er war es nicht. Ganz ruhig konnte sie sein. Aber sie sah und lauschte, — lauschte —

Die Nacht brach an. Gleich gespenstischen Schatten wuchsen die Häuser empor; sie umdrängten die Einsame, lautlos, eng und enger. Flavia sprang auf, Furcht packte sie, Grausen. Ihr fiel ein, daß vor einem Jahre Bigio den Luigi erdrossen hatte, ihretwegen; daß der Gemordete ohne Beichte, ohne Absolution gestorben, und daß seine Seele im Fegefeuer leide, — ihretwegen, Alles ihretwegen! —

Sie erhob sich. Die Kirche war noch offen, sie wollte hin und vor dem Altar die Madonna ansehen: für den Luigi Mariano, für Bigio, — für sich selbst.

Aber da war er; er stand vor ihr und flüsterte:

„Da bin ich! Du dachtest wohl, ich würde nicht Wort halten?“

Sie gab keine Antwort.

„Etwas spät bin ich gekommen, aber Du solltest auf mich warten, Du solltest Dich etwas nach mir sehnen.“

Sie regte sich nicht.

„Flavia!“

Sie schwieg noch immer.

„Ich habe mich von den Anderen fortgeschlichen.“

— Willst Du jetzt mit mir gehen?“

„Da Ihr gekommen seid —“

Ihre Stimme klang heiser; sie stockte. Kapitän Massa schloß den Satz:

„Da ich gekommen bin, so gehst Du mit mir.“

Er wollte sie umfassen; sie stieß ihn fort, sie floh vor ihm.

„Laßt mich! Geht! Laßt mich!“

„Nein!“

Da rief sie außer sich, sinnlos:

„Wenn Ihr nicht geht — — Ich bin eines Anderen Braut.“

„Aber mich liebst Du!“

Es klang wie ein ersticker Jammergeschrei; aber — —

Sie liebte ihn.

7.

Obgleich sie ihm gutwillig nach dem Felde folgte, wurde sie dennoch eine Strecke weit von ihm getragen. Er war gar nicht wieder zu erkennen, so übermüthig und überlustig war dieser rauhe und gestrenge Kapitän Massa. Und wie weich und zärtlich er war! Er trug sie auf seinen Armen wie ein Kind, und wie ein müdes Kind schmiegte sich die wilde, trostlose Flavia an ihn. Ihr Gesicht ruhte an dem seinen; sie küßte schüchtern die Narbe auf seiner Wange; er aber wollte lieber auf den Mund geküßt sein.

Dann scherzte er mit ihr, daß sie so stumm, so ernsthaft und feierlich war. Dieser finstere und heroische Kapitän Massa konnte lachen wie ein muthwilliger Knabe.

Es dauerte lange, bis sie den Weg nach dem Felde zurückgelegt hatten. Sie mußten oft stehen bleiben, Athem zu schöpfen und auszurufen; und als er endlich mit tausend Scherzen und Listern es dahin gebracht hatte, sie zum Reden zu bringen, da hatten sie sich Allerlei zu sagen: daß sie sich zuerst nicht hätten ausprechen können, daß sie höchst ergrimmt auf einander gewesen, daß sie sich von ganzem Herzen gehaßt hätten, daß sie jetzt sich von ganzem Herzen liebten. . .

Endlich droben angelangt, entdeckte Flavia, daß sie gar nicht sonntäglich gekleidet war und wollte sogleich wieder umkehren, — ganz allein! Aber dieser heuchlerische Kapitän Massa flüsterte ihr zu: ob sie denn nicht wüßte, daß sie auch ohne Fuß die Aller schönste sei? An ihrem Staunen merkte er: Nein, sie wußte es wirklich nicht. Da hätte ihn dieses schöne, unschuldige Geschöpf der Wildniß beinahe gebauert.

Am Abhange waren sie stehen geblieben; unter ihnen lag die schwarze Erde, über ihnen spannte sich der

leuchtende Sternenhimmel aus, und am Horizonte schienen Erde und Himmel, — Glanz und Dunkel, — in einander zu rinnen. Da sagte Flavia:

„Ich bin eine Nichtswürdige; denn ich begehe an einem waderen Jünglinge, der meinethalben zum Mörder und Briganten geworden ist, einen Verrath. Als Treuzeichen trägt er meinen Ring, trage ich den seinen; ich aber breche die Treue. Daran denke, wenn Du mich küssest: daß ich eine Schändliche und Meineidige bin und denke auch, weshalb ich das ward.“

Hoch und feierlich stand sie vor ihm; der Glanz der Sterne fiel auf ihr Antlitz und verklärte dessen herbe Schönheit. Der Kapitän wollte reden; doch sie winkte ihm zu schweigen und sprach weiter, leise, mit tiefem Ernste:

„Auch das magst Du noch hören: daß ich niemals außer Dir einen Anderen geliebt habe. Der arme Luigi Mariano war ein guter Jüngling, den eine Jede zum Manne genommen hätte! — Er aber wollte nur mich. Doch ich mochte ihn nicht, und als der wilde Bigio ihn aus Eifersucht umbrachte, hat er mich wohl gebauert, ich hätte ihn jedoch nicht lieb haben können, selbst wenn meine Liebe ihn aus seinem blutigen Grabe geholt haben würde. Und wie mit dem Gemordeten, so war's mit dem Mörder. Alle schriegen gegen mich, als wäre ich eine große Uebelthäterin. Und ich konnte doch nichts dafür. Du kamst, und ich mußte Dich lieben; um Dich mußte ich verrathen, und um Dich möchte ich sterben; und ich kann doch nichts dafür.“

Sie warf sich in seine Arme.

Der Kapitän fragte:

„Deshalb willst Du gleich sterben, weil Du mich liebst?“

Flavia flüsterte: „Nicht darum, weil ich Dich liebe, sondern weil ich gegen den Anderen treulos bin. Weißt Du nicht, daß ich sterben muß?“

„Muß? —“

„Wenn der Andere es hört, kommt er und tödtet mich.“

„Dich, — der Bigio?“

„Er ist mein Verlobter.“

„Sei nicht thöricht.“

„Es ist nun einmal nicht anders.“

„Du wirst es doch nicht gleich auf den Gassen ausrufen, und von wem sollte der Bigio es hören? Ueberdies ist er ja in den Bergen.“

„Er war gestern hier.“

„Bei Dir? — Wann?“

„In der Nacht.“

„Flavia!“

Wieder küßte sie ihn und lachte ihn an. Der Kapitän marmelte:

„Ich möchte es ihm auch nicht gerathen haben.“

Mit unerschütterlichem Glauben blieb sie dabei:

„Er wird wiederkommen, und er wird mich tödten; denn er ist ein Volsker.“

Jornig rief ihr Geliebter:

„Ja, Ihr seid eine wilde Brut. Doch Alles, was Du da gesagt hast, ist ja Geschwäg.“

„Glaube es nicht. Uebrigens mußt Du nicht denken, daß ich mich fürchte.“

Bevor sie weiter gingen, zog Flavia ihren Ring vom Finger und warf ihn in den Abgrund hinab.

Während vieler Wochen sprach man in Rocca von dem Maccaroni-Essen und dem Tanze auf dem Felde bei den Fremden, die durch dieses Fest gute Bekannte geworden waren. Auf den Gassen und vor den Hausthüren wurden die Frauen nicht müde, die Gentilezza der Soldaten zu rühmen, zu bereden, wie der Kapitän Massa sich die Flavia geholt und mit ihr den Saltarello getanzt, — mit keiner Anderen, als mit ihr, die halbe Nacht hindurch; und einen Saltarello, wie ihn die Beiden mit einander ausgeführt, hatte man in Rocca noch niemals gesehen. Auch das war erstaunlich gewesen: als die Soldaten ihrem tapferen Kapitän Massa und seiner schönen Tänzerin ein donnerndes Hoch ausbrachten, hatte der Kapitän die Flavia bei der Hand gefaßt und sie angesehen, nicht anders, wie der Bräutigam die Braut.

Ueber alle diese merkwürdigen Dinge gab es in Rocca viel des Kopfschüttelns und Raunens; trat Flavia mit ihrem Wassergefäße an den Brunnen, so fuhren die flüsternden Mädchen aus einander und hatten sich plötzlich mit lauter Stimme allerlei Gleichgültiges zu erzählen, so eifrig, daß nicht Zeit war, Flavia ein Wort oder einen Gruß zu geben; und wenn die Mädchen auf dem Felde bei ihrem Vinnen saßen, lauerte sie allein abseits. Obgleich Alle auf das Herzlichste mit den Fremden verkehrten, ward Keiner so begegnet wie ihr, und auch später, als manch eine der schönen Volskerinnen unter den Soldaten ihren ausgesprochenen Bewerber hatte, blieb Flavia die Einzige, über die am Brunnen gezischt wurde, und die auf dem Felde abseits sah.

Aber alles Flüstern und Raunen, aller Hohn und

alle Verachtung kümmerten sie nicht. Seitdem keine sie mehr grüßte, ging sie einher, als wäre sie etwas Besseres als alle Anderen. Die Mutter lamentierte und zeterte, die treue Filomela klagte und bat, der Geistliche kam, wollte Flavia in die Beichte haben; aber Flavia hatte keine Sünde zu beichten, — wenigstens keine Sünde, die nicht hätte gebüßt und gesühnt werden können.

Ebenso unbelümmert um das Gerede der Leute war Kapitän Massa. Er trug seinen hübschen Kopf so hoch, als hätte er eine Schlacht gewonnen, war immerwährend guter Dinge, schien seine helle Lust am Leben zu haben und zu denken, daß es immer so bleiben müßte. Eifrig übte er seine Mannschafft auf den Krieg mit den Briganten ein und neckte die hübschen Volskerinnen wegen ihrer heimlichen Bundesgenossenschaft mit den Banditen. Sah er die einsame Flavia, so ging er zu ihr, und die Beiden sprachen in Aller Gegenwart mit einander.

Aber es kam eine Zeit, wo er nicht mehr zu ihr trat, wo sein Gesicht sich bei ihrem Anblicke verdüsterte, wo er in Gegenwart Aller ohne Blick, ohne Wort an ihr vorüberging. Die Mädchen steckten die Köpfe zusammen, schielten nach ihr hinüber und hatten ihre Freude daran. Sie sah da, verzog keine Miene; aber in ihrem blassen Gesichte brannten ihre Augen wie im Fieber, und mit ihren glühenden Blicken verfolgte sie jede seiner Bewegungen, jeden seiner Schritte.

Nacht für Nacht stieg sie hinauf, saß und wartete, wartete oft viele Stunden. Bisweilen kam er. Dann erstreckte sie einen Jubelschrei, dann hing sie an seinem Halbe, um, wenn er gegangen war, stöhnend zusammenzuberechnen. Dann lag sie am Boden, still und bleich, gleich einer Sterbenden.

Kam er nicht, so blieb sie regungslos sitzen, auf jedes Geräusch lauschend, bei jedem Windhauche zusammenschreckend und am ganzen Leibe erbebend. Erst gegen Morgen schlich sie sich davon, matt und müde, — todtmüde.

Und endlich geschah es, daß er auch die dritte Nacht ausblieb, auch die vierte und fünfte, und dann wußte sie es.

8.

Eines Tages verbreitete sich das Gerücht, die Soldaten zögen bereits in allernächster Zeit ab und begannen die Verfolgung der Briganten.

Filomela kam zu ihrer Freundin gelaufen:

„Weißt Du es schon? Sie gehen fort und Dein Kapitän auch. Die Mutter Gottes steh' Dir bei. Was wird jetzt aus Dir? Und wenn es der Bigio erfährt, — der Bigio bringt Dich um.“

Die Mutter kam in die Kammer, hob den Arm gegen ihre Tochter und schlug sie mit der Faust in's Gesicht:

„Verdamme!“

Flavia lauerte am Fenster, ließ sich von der Mutter verwünschen und mißhandeln, ließ Filomela weinen und jammern; sie aber vergoß keine Thräne, stieß keine Klage aus, gab keine Antwort, schien gänzlich stumpf und unempfindlich zu sein. Als sie dann allein war, wiederholte sie das Wort ihrer Mutter und zerschlug sich Stirn und Brust, unablässig dabei marmelnd: „Verdamme, — Verdamme, — Verdamme!“

Nach Anbruch der Nacht raffte sie sich auf, hüllte sich in ein Tuch, verließ das Haus und stieg nach dem Felde hinauf, ging geradewegs in's Lager, wo sie nach dem Kapitän fragte, der jedoch abwesend war. Sie setzte sich am Wege hin, wo er vorüber kommen mußte, und wartete.

Spät in der Nacht kam er. Schon von Weitem erkannte sie ihn an seinen festen, raschen Schritten, die auf dem Felsboden widerhallten. Unmittelbar in ihrer Nähe begann er zu singen, ein übermüthiges Liebeslied.

Flavia vertrat ihm den Weg.

„Du bist's? Was willst Du?“

„Eine Frage thum.“

„So thu' sie und mach' schnell; denn es ist spät, und ich bin müde.“

„Sie sagen, Du gingest fort; ist das wahr?“

„Ja.“

„Und ich?“

„Run, und Du — —“

„Mich lässest Du hier?“

„Soll ich Dich etwa mitschleppen?“

„Nein.“

„Was soll ich also?“

„Mir sagen, wann Du wiederkommst und mich zu Deinem Weibe nimmst.“

„Dich zu meinem Weibe — — bist Du toll?“

„Ich bin es nicht; aber ich werde es vielleicht.“

„Sei verständig; was kann ich dafür, daß es so mit uns gekommen ist.“

„Du kommst freilich nichts dafür.“

„Wenn Du das einsehst, was willst Du denn von mir?“

Plötzlich schrie Flavia auf:

„Ich glaube es nicht, ich glaube es nicht! Sage mir, daß es nicht wahr ist, daß Du wiederkommst; sage mir eine Lüge, und ich will Dir glauben.“

Sie warf sich vor ihm nieder.

„Was thust Du? Steh' auf! So höre doch!“

Aber sie hörte nicht. Sie lag zu seinen Füßen, bittend und bettelnd, — schluchzend und stöhnend. Auf einmal verstummte sie, auf einmal ward sie ganz still. Kapitän Massa hatte gesagt:

„Du hast ja noch Deinen alten Schatz, den Vigio; wenn wir die Briganten fangen, will ich den Kerl laufen lassen.“

Sie stand auf.

„Du willst ihn laufen lassen? — —“

„Ich verspreche es Dir.“

„Und wohin soll der Vigio laufen?“

„Meinetwegen nach Rocca secca.“

„Und was soll er hier, — mich umbringen?“

„Dich zur Frau nehmen.“

„Schurke!“

„Höre Du — —“

Langsam, einen Nachdruck auf jedes Wort legend, wiederholte sie:

„Du bist ein Schurke; weißt Du, was ein Schurke, wie Du Einer bist, verdient?“

„Schweige, oder — —“

„Den Tod verdient er.“

„Willst Du mich tödten?“

„Nein. Aber ich werde Dich tödten lassen.“

„Geh! Du bist eine Närrin!“

Da rief sie:

„Ich bin eine Volskerin, und Du bist mein Todfeind geworden.“

Gewaltig stand sie vor ihm. Die Nacht umhüllte sie wie mit einem düsteren Gewande; wiederum lag Sternenglanz auf ihrem bleichen Gesichte, das heute dem Antlitz einer Sterbenden glich. Kapitän Massa fühlte ihren Blick unverwandt auf sich gerichtet; es war, als ob unter diesen flammenden Augen seine erlöschende Leidenschaft wieder aufglühte, als beginne er, nun sie ihn wieder haßte, sie von Neuem zu lieben, als fände er, seit sie ihn mit dem Tode bedroht hatte, es begehrenswerth, an ihrer Seite zu leben. Mit seinen alten Zauberkünsten wollte er sie von Neuem umgarnen; er behauptete und schwur, er schmeichelte und lockte, bereute und wollte süßnen; er wollte sie an sich ziehen, aber gleich einer zürnenden und unverföhlischen Gottheit stieß Flavia ihn von sich.

Noch in derselben Nacht trat sie ihre Wanderung an. Es war ein weiter, mühseliger Weg durch unwirthliche Schluchten, über hohe Grate und wildes Felsenland. Als es tagte, befand sie sich mitten in der Oede; kein lebendes Wesen war zu sehen, kein Haus, keine Hütte; an die grauen Klippen klammerte sich wilder Delfstrauch, und die hohen Blütenstengel der Asphodelen, vom Sonnenbrande verengt, starrten aus dem Gesteine.

Unter einem schwarzen Holzkreuz, — dem Zeichen der Mordstätte, — rastete Flavia und schaute zu, wie hinter dem Gipfel des Monte Cavo die Sonne emporstieg, die Wildniß mit Glanz überschwemmend. Als die Strahlen auch über ihr zusammenschlug, setzte sie ihren Weg fort.

Gegen Mittag traf sie auf die ersten Menschen. Es waren nomadisirende Hirten, braunes, verwildertes Volk, in Fellen stehend, Sandalen an den Füßen; ihre großen, zottigen Hunde umsprangen heulend die Volskerin.

Sie erkundigte sich bei den Männern:

„Können Ihr mir sagen, wo der Barbarossa sich aufhält?“

„Der Bandit? Und zu ihm willst Du?“

„Nun ja.“

„Was willst Du bei ihm?“

„Das ist meine Sache.“

„Wir meinten nur so.“

„Sicher wißt Ihr seinen Aufenthaltsort.“

„Wir wissen ihn.“

„So weist mich zu ihm.“

„Willst Du nicht vorher etwas ausruhen. Wir können Dir Ricotta und ein Stück Brod geben.“

„Danke. Ich habe nur großen Durst.“

„Du sollst nicht in der Sonnenhitze gehen.“

„Mir thut sie nichts.“

„Und Du hast doch das Fieber.“

„Ich glaube nicht; und wenn auch — —“

Man brachte ihr Ziegenmilch, die sie gierig trank. Die Männer redeten ihr zu, auch von ihrer Ricotta zu nehmen; aber sie behauptete, durch die Milch vollständig gekräftigt zu sein, und da sie sich nicht länger aufhalten wollte, erhielt sie genau Bescheid, wo der Barbarossa zu finden war und auf welche Weise sie der Bande ihre Anwesenheit kund zu machen hatte.

„Du bist gewiß sein Schatz; denn das ist ein Soldat.“

Flavia war zu apathisch, um den Leuten zu versichern, daß sie nicht die Geliebte des Banditen-Hauptmanns sei; sie ließ sich den Weg nochmals beschreiben und ging. Wie mit wunden Füßen schritt sie schwankend dahin.

Immer heißer wurde der Tag, immer erschöpfter die Wandernde. Aber sie gönnte sich keine Rast. Was that es, kam sie todesmatt an, wenn sie nur ankam.

Jetzt hörte der Pfad durch die Steinwüste gänzlich auf; steil ging es in die Höhe, von Klippe zu Klippe. Konnte Flavia trotz aller Anstrengung nicht weiter, drohten die Kräfte sie zu verlassen, so blieb sie stehen, drückte beide Hände gegen die Brust, schloß die Augen, stöhnte auf, schwankte weiter.

Die Sonne brannte auf sie herab; ihr war, als versengten die Strahlen ihr Gehirn, als würde ihre Vernunft aufgezehrt, als trüge sie Flammen um ihr Haupt. — Sie versuchte nachzudenken, daß sie nur noch wenige Stunden zu leben hätte, daß, wenn sie das Banditen-Lager vor Anfang der Nacht erreichte, mit der Sonne ihr Leben verlöschen würde; denn sobald sie ihren Verlobten gefunden, wollte sie es ihm sagen, und wußte er es erst, so würde er ihr kaum Zeit lassen, ein Vaterunser für ihre arme Seele zu beten; sie würde in den Tod gehen, wie die Seele des armen Luigi, ohne Beichte, ohne letztes Sacrament, beladen mit allen ihren Sünden, verdammt zu ewigen Qualen.

Sie hob ihre schlaffen Arme, streckte sie mit Anstrengung zum Himmel empor, stöhnte: „Gnade, Maria, Gnade!“ — schwankte weiter.

Nun versuchte sie, im Gehen zu beten. Mit lauter, eintöniger Stimme sprach sie Todtengebete ab; aber ihre Lippen waren glühend und trocken, ihr Hals wie eingeknickt, sodaß die Stimme häufig versagte und sie nur ein Köcheln hervorbrachte.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, als sie ein hohes Felsen-Plateau erreichte, dicht mit niedrigem Lorbeer und Steineichen bewachsen. Flavia stieß einen Schrei aus, der wie der Ruf eines Raubvogels klang, und sie wiederholte dieses Signal so oft, bis es Einen von der Bande des Barbarossa herbeilockte. Das Mädchen sagte zu dem Briganten:

„Ich bin die Flavia von Rocca secca. Du hast wohl schon von mir gehört, denn ich bin die Verlobte des Vigio.“

Der Mann sah sie an:

„So, Du bist die Flavia von Rocca secca.“

„Ist der Vigio da?“

„Der wird wohl da sein.“

„So sage ihm, daß ich gekommen bin.“

„Soll ich Dich nicht vorher zum Barbarossa führen?“

„Erst muß ich mit dem Vigio gesprochen haben.“

„Wie Du willst. Aber Du hast ja das Fieber.“

„Das wird schon besser werden.“

Der Räuber verließ sie; kaum war er im Dickicht verschwunden, als Flavia auf den Boden glitt; ihr war, als sollte sie nie wieder aufstehen.

9.

Leuchtenden Auges eilte der Brigant auf seine Braut zu. Schon von Weitem rief er:

„Wie müde Du sein mußt, Du Arme!“

Er kam näher, sah ihr entstelltes Gesicht, stürzte zu ihr hin, fuhr sie an:

„Warum sitzt Du so da, warum sagst Du nichts?“

Sie schwieg noch immer; des Burschen Mienen verzerrten sich; nach Athem ringend stieß er hervor:

„Sprich doch!“

„Vigio — —“

Der Ton ihrer Stimme machte ihn erbeben; da streckte sie die Hand aus, an welche er vor Kurzem seinen Ring gesteckt. Jetzt begriff er.

„Wer, — wer — —?“

„Ein Fremder.“

„Verstuchte!“

Sie nickte. „Das bin ich.“

„Und Du kommst zu mir, und Du sagst es mir — —“

Er tastete nach seinem Dolchmesser, hielt das Heft umklammert.

„Sein Name?“

„Kapitän Massa.“

„Der — der — —“

Er wollte sich auf sie stürzen und sie niederstechen. Ohne sich zu regen, erwartete Flavia den Todesstoß; aber Vigio zauderte noch, denn sie hatte gesagt:

„Räche mich.“

Und er ließ die Hand sinken, die er bereits erhoben hatte.

Flavia, die Augen auf ihn gerichtet, trieb ihn zur That.

„Stoß' zu, tödte mich, tödte mich schnell. Du hast keine Zeit zu verlieren, Du und die Anderen. Schon morgen vielleicht ist es zu spät, denn vielleicht schon morgen zieht Kapitän Massa mit seinen Soldaten aus zu Eurer Verfolgung.“ Und sich jäh aufrichtend:

„Wenn er sterbend vor Dir liegt, so sage ihm, daß Du mich getödtet hast und warum. — — Was thust Du?“

Er hatte den Dolch wieder in den Gürtel gesteckt; jetzt trat er von ihr zurück. Sie rief:

„Tödte mich! Ich will nicht länger leben.“

Vigio beugte sich vor, packte sie beim Arm, näherte sein Gesicht dem ihren, raunte ihr zu:

„Du liebst den Fremden noch immer.“

„Aus Erbarmen, tödte mich — —“

„Nein!“

Er ließ sie fahren und wollte fort; aber Flavia umklammerte ihn und flehte ihn an, ihr den Tod zu geben.

Wie ein giftiges Gewürm schlenderte der Räuber sie von sich.

Da er sie voller Verachtung leben ließ, wollte sie sich selbst tödten. Sie raffte sich auf und schleppte sich fort, um einen Abgrund zu suchen. Aber schon nach wenigen Schritten brach sie kraftlos zusammen. Sie krümmte sich ächzend am Boden und bat die Madonna, barmherziger zu sein, als der Brigant, und sie sterben zu lassen.

Ungefähr eine halbe Stunde mochte sie so gelegen haben, als die Bande an ihr vorüberkam. Vigio wollte nicht, daß man sich um sie kümmerte, aber der Barbarossa gebot ihr, aufzustehen und bis Rocca secca mit ihnen zu ziehen. Da sie jedoch nicht im Stande war, sich auf den Füßen zu halten, so wurde sie auf Befehl des Hauptmanns getragen. Ihr Verlobter würdigte sie keines Blickes.

Bis zum Morgen grauen marschirten die Briganten und lagerten dann in einer waldigen Schlucht, wo sie den Tag über sich verborgen halten wollten. Sie befanden sich nur wenige Miglien von Rocca entfernt, beabsichtigten spät in der Nacht anzubrechen, sich in's Lager der Bersaglieri zu schleichen und diese im Schlafe zu überfallen. Um die Aufmerksamkeit der Wache zu beschärfen, sollte Flavia, die bis dahin einigermaßen zu Kräften gekommen sein würde, sich von Rocca aus nach dem Felde begeben und mit dem Bersagliere unter irgend einem Vorwande ein Gespräch beginnen, während die Banditen die mit Ginster bewachsenen Abhänge zum Lager hinabklettern würden.

Der Barbarossa selbst theilte diesen Plan dem Mädchen mit. Sie lag unter einer Steineiche, fieberte heftig, war jedoch bei voller Besinnung. Der Hauptmann redete sie an:

„Du heißt Flavia Massotti und bist des Vigio Verlobte?“

„Ich war's.“

„Du bist ihm treulos geworden?“

„Ja.“

„Wegen des Kapitän Massa?“

„Seinethalben.“

„Der Kapitän will aber nichts mehr von Dir wissen?“

„Nein.“

„Und Du bist zu uns gekommen, damit wir Dich rächen sollen?“

„Nun ja.“

„Höre! Da Du den Kapitän haßest, wirst Du gewiß nicht zum zweiten Male einen Verrath begehen?“

„Zum zweiten Male — —“

„Wenn Du im Lager bei den Soldaten bist und weißt, daß wir da sind.“

Statt zu antworten, erhob Flavia den Kopf und blickte den Barbarossa an.

„Es ist gut; ich vertraue Dir.“

Als die Bande sich um Mitternacht mit aller Vorsicht dem Lager der Bersaglieri näherte und Flavia eine Strecke vor Rocca secca abgeschickt wurde, um sich durch den Ort zu schleichen und hinauf nach dem Felde zu begeben, bestand Vigio darauf, seine ehemalige Verlobte zu begleiten.

Der Mond schien hell, das wilde Felsenland badete sich in dem sanften Glanze; über der römischen Ebene schwebte ein silberner Dunst, und auf dem Meere ruhte eine breite Strahlenbahn.

Unter schwerem Schweigen schritten die Beiden langsam ihres Weges. In Rocca lag Alles in tiefem Schlafe. Sie kamen an dem Hause vorbei, darin Flavia's Mutter wohnte; das Kammerfenster stand offen, und über dem Bette, vor dem Madonnenbilde brannte ein Lämplein. Gewiß hatte die Mutter es angezündet, damit die Himmlische für die verlorene Tochter, die sie todt glauben mochte, bitten sollte.

Ohne einen Blick nach dem Hause zu werfen, schritt Flavia daran vorbei und durch die Gasse, welche zum Felde hinauf führte. Vigio blieb dicht an ihrer Seite, mit einer Miene, als ob er eine Verurtheilte zur Richtstätte führte.

Flavia sah es vor sich wie eine Vision. — — Sie sah auf dem lichten Felsenpfade, vom Schimmer des Himmels umflossen, ein Paar schreiten. Mit beiden Armen hob der Mann das Weib empor und hielt es

schrift, einen lustigen Marsch blasend, der die Verwünschungen der Bolskerinnen übertönte. Den lustigen Marsch hatte Kapitän Massa befohlen.

Als hinter dem gewundenen Pfade der letzte Fremde verschwunden war, richtete sich unter den Ginsterbüscheln eine zusammengebrochene Gestalt auf, kroch hervor, schwankte über das verödete Feld und schlich dem Plage zu, wo die Todten lagen. Aber die Weiber, welche dort die Leichenwache hielten, scheuchten Flavia mit Steinwürfen fort.

Marie Antoinette.

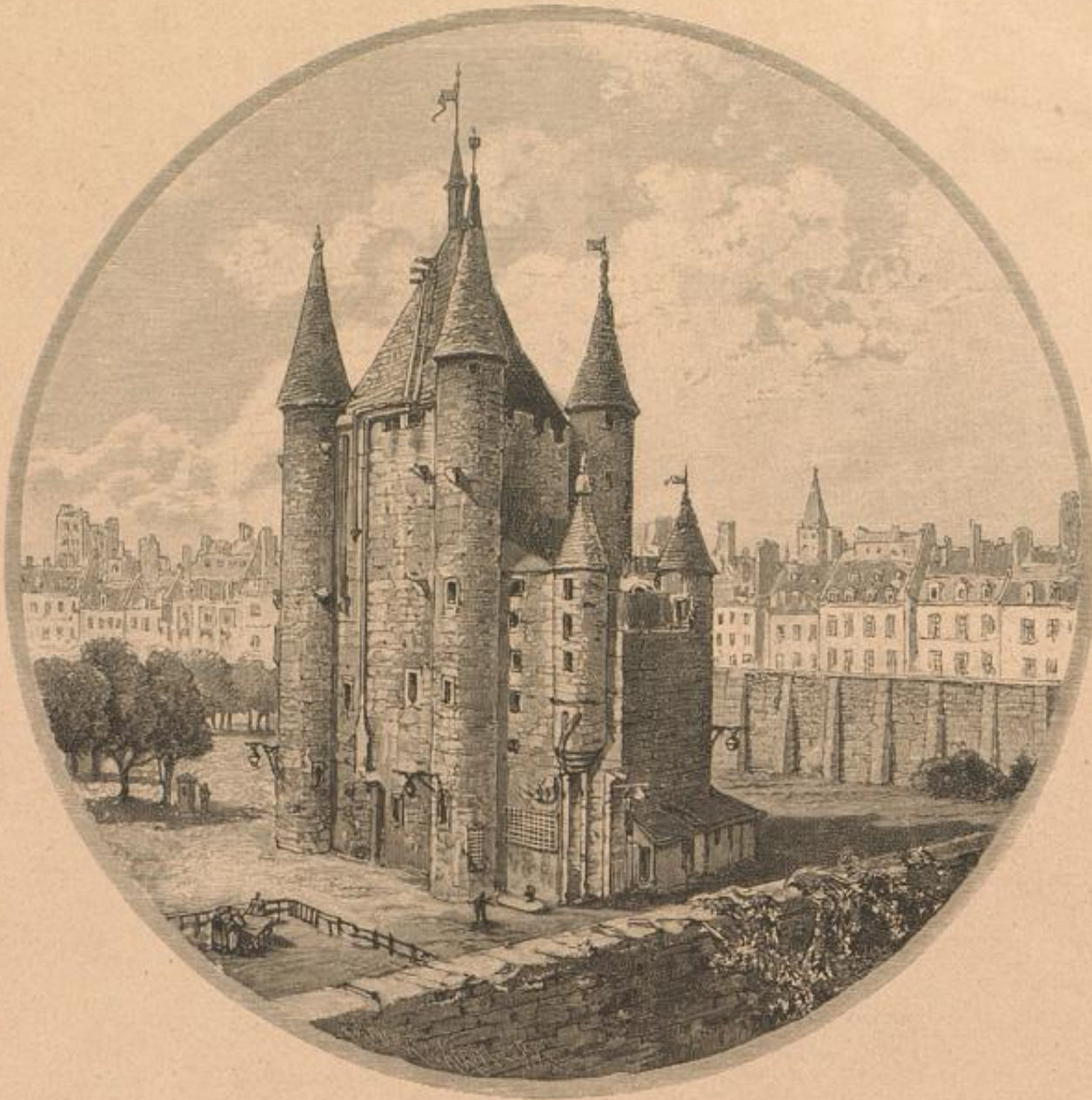
Eine Säcular-Erinnerung von Bernhard Rogge.
Mit Abbildungen.
(Schluß.)

Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß die Königin nun bemüht gewesen wäre, den endlich erlangenen Einfluß auf den König zur Einmischung in die politischen Angelegenheiten und in die Staatsgeschäfte auszunutzen. Dazu waren ihr diese Geschäfte und ihre Verdrießlichkeiten viel zu sehr verhaßt, und sie besah in keiner Weise den Ehrgeiz, die Rolle zu spielen, welche ihr damals bereits die öffentliche Meinung zuertheilte. An dem Wechsel der Minister, die sich in rascher Aufeinanderfolge ablösten, namentlich der Finanzminister, die den zerrütteten Finanzen Frankreichs durch allerhand Reformen aufzuhelfen bemüht waren, hat Marie Antoinette keinen Antheil gehabt. Ihr Klein-Trianon zu einer Stätte häuslichen Glückes und ungezwungener Geselligkeit, frei von jedem Zwange höfischer Etikette, zu gestalten, das war es allein, was ihre Gedanken und ihre Zeit ausfüllte. Ihre Hauptbeschäftigung bildete das Theater von Trianon, bei dessen Aufführungen sie sich persönlich betheiligte, und mit Eifer suchte sie diesen Winkel ihres kleinen Königreiches selbst zu verwalten. Aber Marie Antoinette mußte es mit Schmerzen erfahren, daß das Privatleben mit seinen Annehmlichkeiten und Reizungen den Fürsten verschlossen ist. Die Vertrauten und Freunde, mit denen die Königin sich in Trianon umgeben hatte, wetteiferten mit einander, sich ihre Freundschaft mit allerhand Ehrenstellen, Würden und großen Rollen, die sie zu spielen hatten, bezahlen zu lassen, und die Ansprüche, die sie erhoben, waren nicht ohne Geldopfer zu befriedigen, die in Anbetracht der von Grund aus zerrütteten Finanzen die öffentliche Stimmung gegen die Königin je länger, je mehr steigerten. Als nun gar Herr von Calonne, ein Schmeichler der Polignac'schen Gesellschaft, an Stelle des befeitigten Nedker zum General-Intendanten der Finanzen ernannt wurde, erblickte die öffentliche Meinung in dieser völlig verfehlten Wahl eines übel berufenen Schuldenmachers das Verfall der Königin, trotzdem diese selbst bei dessen Berufung die Befürchtung ausgesprochen hatte, die Finanzen des Staates „möchten aus den Händen eines redlichen Mannes ohne Talente in die eines geschickten Intriquanten fallen.“ Man betrachtete im Volke Calonne und Marie Antoinette wie Verbündete und Genossen, und sobald sich die Königin einmal allein, ohne den König, blicken ließ, begegnete man ihr mit eifriger Kälte. Satiren, Lieder, gütige Couplets, Schandschriften, wie sie unter Ludwig XIV. allenfalls heimlich in Versailles von Hand zu Hand gingen, die aber jetzt öffentlich und in schamloser Weise durch heimliche Pressen veröffentlicht und unter das Volk vertheilt wurden, hatten die Liebe des Volkes für die Königin erschüttert und sie der Achtung beraubt. Eine Fahrt nach Paris ließ die Königin diese Umwandlung und diesen Umschlag der öffentlichen Meinung erkennen, die Vivatruße, die sie früher begrüßt hatten, waren verstummt. In Thränen aufgelöst, kam sie nach Versailles zurück und fragte sich: Was habe ich ihnen denn gethan? Und doch war diese Erfahrung nur das Vorpiel vieler weit schmerzlicheren, die ihrer warteten. Im Jahre 1785 trat zunächst ein Zwischenfall ein, der den Ruf der Königin*) vollends in der öffentlichen Meinung vernichten sollte.



Medaillon der Königin Marie Antoinette, aus Gold, Silber und Email, innen mit einer Uhr, in dem kleinen Gebäude unter dem Ringe mit einem Miniatur-Bildchen der Königin, und von dieser als Geschenk fortgegeben.

*) Die hierbei bildlich wiedergegebenen Andeutungen auf die Königin Marie Antoinette, — das Medaillon und der seitens Strumpf, — sind aus dem Besitze einer der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ nahe lebenden Dame freundlich zur Verfügung gestellt worden.
Die Reaction.



Der Temple zu Paris, das Gefängniß der Königin Marie Antoinette, im Jahre 1795.
Von der Offizier gezeichnet.

an seinem Herzen; sie hörte seine Stimme, zärtlich flüsternd, sie sah sein Gesicht mit leuchtenden Blicken auf das des Weibes herabgeneigt, das bleich und verflärt war. Oben blieben die Weiden stehen, und das Weib zog einen Ring vom Finger und warf ihn in die Tiefe zu ihren Füßen, schleuderte ihre Treue und ihre Scham in den Abgrund hinein. —

Die Weiden langten droben an, blieben stehen, und der Vigio sagte:

„Während Du mit der Wache redest, schleiche ich mich hin, tödte den Mann, und Du führst mich zum Zelte des Kapitäns.“

Flavia erwiderte nichts, aber sie nickte. Darauf trennten sie sich.

Ruhig ging die Bolskerin auf die Wache zu; aber der Soldat lag in seinen Mantel gewickelt am Boden und schlief. Flavia blieb vor dem Manne stehen und dachte, daß auch Kapitän Massa jetzt schlief, und daß Vigio den Schlummernden tödten wollte.

Ihm geschah Recht. Ihre Seele war ihm gegenüber wehrlos gewesen, wie die einer Schlafenden, und er hatte ihre wehrlose Seele gemordet.

Sie ging zu Vigio zurück, meldete ihm, daß die Wache schlief und forderte ihn mit einer Geberde auf, ihr nach dem Zelte des Kapitäns zu folgen. Vigio zog seinen Dolch, spannte den Hahn seines Pistols, und die Weiden schlichen vorsichtig an der Wache vorüber in's Lager.

Nichts regte sich, Niemand erwachte. Von dem Hügel über dem Lager tönte in kurzen Pausen drei Mal der klagende Ruf der grauen Gule herab, und drei Mal wurde der Schrei des Nachtvogels aus dem Lager erwidert.

Jetzt schlichen sich die Briganten durch die Ginsterbüscheln nach dem Felde herunter, jetzt stand Flavia mit Vigio vor dem Zelte des Kapitäns. Sie schob die Leinwand aus einander, sie sah den friedlich schlummernden, auf dessen Gesicht das Mondlicht fiel, und stieß, ihrer selbst nicht bewußt, einen gellenden Schrei aus.

Kapitän Massa erwachte.

Der Ueberfall der Briganten war vereitelt. Ein entschlicher Schrei, ein Schuß aus dem Zelte des Kapitäns alarmirten das Lager, und als die Banditen kamen, fanden sie die ganze Mannschaft unter Waffen.

Ein mörderischer Kampf entspann sich; aber das Häuslein der Briganten vermochte nichts gegen die große Uebermacht; die Meisten wurden getödtet, die Uebrigen gefangen, Keiner entfloh.

Unter den Gefangenen befand sich Barbarossa, unter den Todten Vigio. Man fand ihn im Zelte des Kapitäns; neben ihm Flavia. Man wollte auch sie gefangen nehmen, aber Kapitän Massa gebot, das „tolle Weib“ laufen zu lassen.

Auf dem Felde, dort, wo die Frauen von Rocca ihre Leinwand bleichten und ihre Wäsche trockneten, hatten die Soldaten die Leichname der gefallenen Banditen niedergelegt, Einen neben den Anderen. Die ganze Bevölkerung Rocca's umstand die Todten, die Männer in düsterem Schweigen, die Weiber mit wilden Klagen.

Gegen Mittag war's, als die Trompeten der Bersaglieri schmetterten; das Lager war abgebrochen, die Soldaten zogen davon, siegreich und stolz, in ihrer Mitte die mit Stricken gefesselten Banditen; an der Spitze marschirte Kapitän Massa.

Dicht bei den Todten kamen sie vorüber, im Sturm-



Seidener Strumpf der Königin Marie Antoinette, von ihr während ihres Aufenthaltes im Temple getragen. Der Fußtheil zerrissen.



Edelweiss. Von R. Wagner. — Siehe Seite 80.

ein merkwürdiger Anblick dar. Man wartete auf den feierlichen Rückgang der höchsten Herrschaften; statt dessen fuhr ein vornehmer Gefangener unter Bedeckung auf den Schloßhof. Es war der Cardinal Louis de Rohan, Bischof von Straßburg, Groß-Almoosener von Frankreich; Gerüchte flogen von der Entwendung eines kostbaren Halsbandes, von der Beleidigung einer erhabenen Frau. Die Geschichte war in der Kürze folgende: Die Hofjuweliere Böhmer und Passange hatten der Königin ein Diamanten-Halsband von wunderbarer Schönheit angeboten, die jedoch den Ankauf wegen des ungeheuren Preises von 1,800,000 Francs. wiederholt abgelehnt. Der König war geneigt gewesen, den Schmuck für die Königin zu erwerben, aber Marie Antoinette hatte auf das Anerbieten erwidert, „ein paar Vintenschiffe gegen die Engländer,“ mit denen man sich damals im Kriege befand, „wären besser.“ Der Ankauf unterblieb sonach, und die Sache schien für die Königin erledigt, bis dieselbe infolge eines abgefeimten Betrages von Neuem an das verschmähte Halsband erinnert werden sollte. Der Cardinal Rohan war wegen unehrerbietiger Äußerungen, die er sich über Maria Theresia erlaubt hatte, bei der Königin in Ungnade gefallen. Auch der König machte kein Hehl aus seinem Unwillen gegen einen Prälaten ohne Religion und Sitten, von welchem man wußte, daß er die zur Linderung des menschlichen Elends ihm als Almoosener zuschießenden Gelder zum größten Theile selbst verzehrte. Vergeblich hatte der ehrgeizige Cardinal, der nach dem Ministerposten strebte, wiederholte Versuche gemacht, sich dem Hofe zu nähern. Man hatte ihn immer von Neuem zurück gewiesen. Zu den Liebhabern des niederlichen Cardinals gehörte die abenteuerliche Gräfin Lamotte, und diese wußte die Sehnsucht des Kirchenfürsten nach der Gnade der Königin zu ihren Zwecken auszunutzen. Sie gab sich dem Cardinal gegenüber den Anschein, als stehe sie in vertrauten Beziehungen zur Königin, und theilte ihm mit, daß es ihr gelungen sei, das Mißtrauen derselben zu besiegen. Sie wußte dem Cardinal wiederholt beträchtliche Geldsummen zu entlocken unter dem Vorwande, daß die Königin sich in Geldverlegenheit befinde, und daß er durch seine Darlehen sich ihre Gunst erringen könne, ja, sie erwiderte sogar durch gefälschte Briefe in ihm die Hoffnung, daß die Königin ihn liebe. Eine Täuschung folgte der anderen, und die Gauerin hatte zuletzt die Freiheit, dem Cardinal eine heimliche Unterredung mit der Königin in den Gärten von Versailles zuzulassen. Ein öffentliches Mädchen, d'Oliva, welches viele Aehnlichkeit mit Marie Antoinette hatte, übernahm die Rolle derselben, flüstert die Worte: „Das Geschehene ist verzeihen“, und läßt eine Kasse als Pfand ihrer Liebe in den Händen des entzückten Cardinals zurück. Ein plötzlich entstehendes Geräusch nöthigt die Dame zu schleuniger Flucht, und Rohan ist sehr überzeugt, von der Königin mit einem Stelldichlein begnadigt worden zu sein. Dadurch sicher gemacht, verzieht sich derselbe zu weiteren Darlehen, welche die Gräfin Lamotte im Namen der Königin von ihm entnimmt. Endlich macht ihm dieselbe klar, daß er dauernd das Herz der Königin erobern könne, wenn er ihr zum Ankauf des erwähnten Halsbandes behilflich wäre, während sie den Juwelieren geheimnißvoll mittheilt, daß die Königin das Halsband wünsche, und daß ein vornehmer Herr zur Abschließung des Geschäftes von Ihrer Majestät beauftragt sei. Auf Veranlassung der Gräfin Lamotte erschien der Cardinal wenige Tage darauf bei den Juwelieren, um mit denselben den Kaufcontract im Namen einer Person, die vorläufig ungenannt bleiben wolle, abzuschließen. Der Kaufcontract wird schriftlich aufgesetzt und der Gräfin Lamotte übergeben, die ihn zwei Tage darauf dem Cardinal mit der gefälschten Unterschrift: „approuve, Marie Antoinette de Franco“ zurückstellte. Ueberglücklich kaufte Rohan den Juwelieren das Halsband für 1,600,000 Francs. ab, die in vier Raten bezahlt werden sollten. Die erste sollte am 31. Juli fällig sein. Arglos überlieferte Rohan den kostbaren Schmuck der Gräfin, die es übernommen hatte, ihn der Königin auszuhandigen. Während der saubere Gemahl der Betrügerin nach England ging, um dort das Halsband stückweise zu Gelde zu machen, richtete sich der Cardinal zum künftigen Minister ein.

Nur eins nahm ihn Wunder, die Königin noch immer so zurückweisend und ohne Halsband zu erblicken. Aber die Gräfin Lamotte wußte ihn durch neue gefälschte Bilets der Königin zu beschwichtigen. Als der erste Zahlungstermin abgelaufen war und immer noch keine Zahlung erfolgte, wendeten sich die Juweliere an die Königin, mit der demüthigen Bitte, sie nicht zu vergessen.

Die Königin glaubte anfangs, die Leute seien wahnwitzig geworden, bis sich herausstellte, daß der Cardinal Rohan den Schmuck in ihrem Namen gekauft hatte. Trotz alledem erschien dieser zu Maria Himmelfahrt in Versailles, da er ja die eigene Unterschrift der Königin in Händen hatte. Tief entrüstet ließ ihn der König in sein Cabinet rufen; er wurde verhaftet und in die Bastille abgeführt. Ebenso erfolgte die Verhaftung der Gräfin Lamotte, die nun zum Mittel niederträchtiger Verdächtigung griff und sich dadurch zu retten suchte, daß sie die Königin der schlimmsten Dinge beschuldigte. Durch königliches Edict wurde der Cardinal unter Anklage der Majestätsbeleidigung vor die große Kammer des Parlaments gestellt. Nach langen Verhandlungen endete der Prozeß mit der völligen Freisprechung des Cardinals. Alle Feinde der Krone jubelten. Die Gräfin Lamotte dagegen wurde zur öffentlichen Auspeitschung und Brandmarkung, und zu lebenslänglicher Einperrung verurtheilt. Jemehr man wußte, welche Mühe sich der Hof gegeben hatte, um die Verurtheilung Rohans zu erlangen, um desto größerem Jubel gab eine unermessliche Volksmenge dem Losgesprochenen das Geleite, zuerst zurück in die Bastille und dann nach seinem Palaste. Als darauf die Entlassung Rohans aus seiner Würde als Almoosener und seine Verbannung in eine Abtei erfolgte, erblickte man hierin eine unwürdige Rache der Königin. Der Gräfin Lamotte gelang es, nach kurzer Haft zu entkommen und nach England zu flüchten. Hier ließ sie zu ihrer Rechtfertigung eine Denkschrift erscheinen, in welcher die Ehre der Königin den unwürdigsten und unverdientesten Beschuldigungen unterlag. Aber leider glaubte Frankreich an den Inhalt, keine Verleumdung war mehr zu frech gegen die „Österreicherin“. Schon zwei Jahre vor der Revolution war die Erbitterung gegen dieselbe bereits eine so große, daß man ein Familienbild, das sie umgeben von ihren Kindern zeigte, aus Furcht vor Beschimpfungen seitens des Volkes nicht öffentlich auszustellen wagte. Marie Antoinette hatte um diese Zeit ihre zweite Tochter Beatrix im Alter von einem Jahre verloren. Sie mied Paris, selbst Theater und die komische Oper, und zog sich mit ihren Thränen nach Trianon zurück.

Als am 4. Mai 1789 die Generalstände eröffnet wurden, deren Einberufung den Anfang der Revolution bezeichnet, be-

grüßten die Frauen des Volkes die vorüberfahrende Königin mit dem wüthenden Rufe: „Es lebe der Herzog von Orleans“. Einer Ohnmacht nahe, sank sie in ihre Kissen zurück. Wir haben damit eben den Namen des Mannes genannt, der unter den Prinzen von königlichem Geblüte schon längst zu den erbittertesten Feinden der Königin gehörte. Ludwig Philipp Josef, Herzog von Orleans, schrieb die Schuld an allen seinen Zurücksetzungen und Kränkungen, die ihn mit Ludwig XVI. verfeindet hatten, der Königin zu, und trug sich, von seinen Vertrauten in seinem Groll gegen dieselbe bekräftigt, mit weitgehenden Hoffnungen auf die Krone Frankreichs. Diese Hoffnungen waren es auch, die ihn bestimmten, sich der Revolution in die Arme zu werfen, und in den Reichsständen als das Haupt der revolutionären Partei aufzutreten. Unter den ersten drohenden Anzeichen der hereinbrechenden Revolution mußte die Königin den Schmerz erleben, den Dauphin zu verlieren, der, nachdem er seit Jahresfrist langsam dahingefiecht war, am 4. Juni 1789 seinen Leiden erlag. Aber es war kaum Jemand mehr, der Verständniß und Theilnahme für ihren Schmerz gezeigt hätte. Die Revolution hatte es an dem ersten Tage begriffen, daß es nur eine Gefahr für sie gab, und diese Gefahr war die Königin. Vom Könige durfte man bei seiner schwachen Nachgiebigkeit Alles erwarten, aber bei der Königin hatte man mit einem entschlossenen und klugen Charakter zu rechnen, mit dem Rathe einer Mutter, die für ihr Kind kämpft, mit dem Selbstbewußtsein einer Fürstin, die für die Rechte des Königthums einzutreten willens war. Mußte doch selbst Mirabeau bekennen: „Die Königin ist der einzige Mann, den der König um sich hat.“ Darum mußte ihr Einfluß vor Allen beseitigt werden, und so richtete die revolutionäre Presse ihre Angriffe allein gegen die Königin, mit Beleidigungen, Gehässigkeiten und allen Bosheiten und Niederträchtigkeiten des gedrücktesten Wortes die Bevölkerung gegen sie aufreizend, während der König als rechtschaffen und tugendhaft gepriesen und nur als schlecht beraten hingestellt wurde. Andererseits waren auch im royalistischen Lager die Hoffnungen Aller fast ausschließlich auf die Königin gerichtet, sie war das Banner, um das man sich scharte. Das Fest, welches dem Regiment von Flandern von der Garde du Corps im Schauspielhaus-Saale von Versailles gegeben wurde, bei dem die Arie:

„O Richard, o mon roi“ begeistert gesungen wurde, und dem die Königin mit dem Dauphin beigewohnt hatte, wurde der Vorwand zu den Vorgängen des 5. und 6. October 1789, durch welche die königliche Familie zur Uebersiedelung von Versailles nach Paris gezwungen wurde. Am Nachmittage des 5. October ging die Königin in ihren Gärten von Trianon spazieren. Sie saß in der Grotte, allein mit ihrer Traurigkeit, als plötzlich ein Kammerherr nahe und sie beschwor, nach Versailles zu kommen. „Paris,“ rief er ihr zu, „marschirt auf Versailles.“ Hastig verließ die Königin Trianon, — es war das letzte Mal, daß sie daselbst gewesen. In Versailles fand sie allgemeine Verwirrung; man hörte in der Ferne das Gebrause, welches der sich heranwühlende Menge vorausging, die den König nach Paris holen wollte und es vor Allen auf das Leben der Königin abgesehen hatte. Sie allein bewahrte die Fassung. „Ich weiß,“ erklärte die Tochter Maria Theresia's, „daß man von Paris kommt, um meinen Kopf zu fordern, aber ich habe von meiner Mutter gelernt, den Tod nicht zu fürchten und werde ihn mit Festigkeit erwarten.“ Nur dem Feldennuthe eines Gardisten, der sich vor der zum Zimmer der Königin führenden Thür zerbrach ließ, verdankte sie ihr Leben. Nachdem die königliche Familie nach Paris zurückgekehrt war, begann vornehmlich für die Königin eine Reihe ununterbrochener Demüthigungen und Beängstigungen, die erst mit ihrem Tode endeten. Sie bewohnte mit dem Könige, ihren beiden Kindern und der Schwester des Königs, Madame Elisabeth, die Tuilerien, wo sie von der argwöhnischen Bevölkerung geräubezu bewacht wurde. „Ich höre nicht mehr auf zu weinen oder meine Thränen zu verdrücken,“ so schreibt sie. Die Königin erschien nicht mehr öffentlich und verließ die Tuilerien höchstens, um Hospitäler, Waisenhäuser, Fabriken zu besuchen, in denen sie Wohlthaten spenden konnte. Im Uebrigen lebte sie einzig und allein für ihre Kinder. In ihrer Zurückgezogenheit wurde sie ihnen Lehrerin und Erzieherin. Während des Sommers war der Aufenthalt in den Tuilerien fast unerträglich, und die königliche Familie erhielt daher die Erlaubniß, nach St. Cloud zu gehen, wo sich dieselbe wenigstens etwas freier bewegen konnte. In diese Zeit fällt auch eine Annäherung der Königin an Mirabeau, der damals noch der Herr der Revolution zu sein glaubte. Als ihn die Königin am 7. Juni 1790 in St. Cloud empfing, konnte sie anfangs eine Bewegung des Schreckens nicht zurückhalten. Mirabeau machte Versprechungen und eröffnete ihr Aussichten, die er zu verwirklichen gar nicht in der Lage war. Im December 1790 kehrte die königliche Familie wieder nach Paris zurück. Die Ueberwachung der Tuilerien wurde immer unerträglicher. Die Königin durfte sich nicht mehr am Fenster zeigen, ohne Schmähungen und Drohungen ausgelegt zu sein. „Der Uebelthorm,“ so schreibt sie in dieser Zeit an ihren Bruder Leopold, „lauert an unserer Thür; ich kann nicht am Fenster, selbst nicht mit den Kindern erscheinen, ohne von dem tobenden Pöbel verhöhnt zu werden, dem ich nie das geringste Böse, im Gegentheil Gutes gethan habe, und gewiß befinden sich Unglückliche darunter, welche meine Hand unterstützt hat. Ich bin auf jedes Ereigniß vorbereitet, da ich ihnen kaltblütig meinen Kopf vorlege.“ Einige Spazierritte in dem traurigen Gehölz von Boulogne, auf denen die Königin ihren Gemahl begleitete, waren die einzigen Ausflüge, die man ihnen noch gestattete. Im Monat April 1791 bestimmte die Königin ihren Gemahl, wieder nach St. Cloud überzusiedeln. Eben wollten der König und die Königin mit ihren Kindern in den Wagen steigen, als die Nationalgarde die Gitter schloß und der Königin gemeine Schimpfreden zuwarf. An derthalb Stunden saßen sie, unglücklichen Schmähungen ausgelegt, im Wagen, und mußten sich endlich doch bequemen, auszustiegen und in Paris zu bleiben. Um so ungeduldiger betrieb nun die Königin den längst in's Auge gefaßten Plan einer heimlichen Entweichung. Unter unzähligen Vorsichtsmaßregeln, Feststellungen und neuen Abänderungen des Reiseplanes, kam man endlich auf den 21. Juni überein. Glückselig gelang gegen Mitternacht den Einzelnen die Entweichung aus den Tuilerien durch einen Nebenausgang. Man ging anfangs irre, fand sich aber dann wieder zusammen und athmete auf, als man in einem Miethwagen, dessen Aufseher Graf Ferien, ein Schwede in französischen Kriegsdiensten, war, unbehindert durch die Barriere kam, wo ein vierpänniger Reisenwagen wartete. Das Reiseziel war die Festung Montmédy, von wo der König, von treuen Truppen geschützt, in das Ausland zu entkommen gedachte. Es ist bekannt, wie die Flucht mißlang, wie der König in Varennes erkannt und zur Umkehr gezwungen wurde. Das Martyrium

der Rückreise, die unter den Bewünschungen herbeiströmender Volksmassen erfolgte, war nur der neue Beginn einer leidenden ununterbrochenen Leidenszeit. Das abblonde Haar der Königin war unter den Schrecken dieser Tage schneeweiß geworden, und es war eine letzte kleine Eitelkeit, die sich Marie Antoinette gestattet, daß sie sich für ihre Freundin, die Prinzessin Lamballe, mit diesen Haaren malen ließ. Mit eigener Hand setzte sie unter das Bild die Worte: „Ihre Leiden haben sie gebleicht.“ Aber von nun an gerade erscheint uns Marie Antoinette in ihrer ganzen Größe. Die Königin der Mode, die Schäserin von Trianon, ist mit einem Male zum Staatsmanne geworden, der unermüdet, Tag und Nacht, für die Rechte eines Thrones, für die letzten Reste eines Reiches arbeitet. Sie unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel mit dem Auslande, in einer sehr schwer zu löbenden Zeichenschrift, welche ihre Formeln jedesmal durch eine bezeichnende Seite und Zeile von „Paul und Virginie“ fand. Aber weit entfernt, die Einmischung des Auslandes herbeizurufen, war sie vielmehr bemüht, ihren Bruder, den Kaiser Leopold und seine Heere zurückzuhalten. Immer wieder bat sie ihn, sich jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu enthalten, und es Ludwig XVI. zu überlassen, die Befehle wieder zu befestigen, den Frieden zu erhalten und Frankreich mit sich selbst zu versöhnen. Erst als die Ereignisse immer mehr auf die Errichtung einer Republik hindrängten, da entrang sich ihrem Herzen der Schmerzensschrei: „Nach Allem können uns nur noch die fremden Mächte retten; die Armee ist verloren, Geld ist nicht da; kein Band, kein Zaum kann die überall bewaffnete Bevölkerung mehr bändigen; selbst die Häupter der Revolution werden, sobald sie von Ordnung sprechen, nicht mehr gehört.“ Aber selbst dieser Ruf der Verzweiflung sollte durchaus keine Aufforderung sein zu einer Invasion nach Frankreich. Marie Antoinette wollte und verlangte nichts, als ein Manifest, welches mit dem Gewicht der Vorstellungen aller gekrönten Häupter, Frankreich zur Befinnung rufen, und welchem durch die Aufstellung einer Observations-Armee an der Grenze, der Charakter einer bewaffneten Drohung beigelegt werden sollte. Es war eine Aufgabe, welche die Kräfte einer Frau überstieg, mitten unter den Stürmen der immer wilder brausenden Revolution noch die Besonnenheit zu bewahren; verzweifelt, doch noch auf Pläne der Rettung zu denken, unter fortwährenden Thränen zu berechnen, zu combiniren, vorzuschlagen, thörichten Unternehmungen, wie denen der ausgewanderten Prinzen, entgegenzutreten, und bei alledem von der Veränderlichkeit eines Königs abhängig zu sein, auf den man sich nicht verlassen konnte. Als die Schreckensscenen des 6. October 1789 sich noch fürchtbarer in der Erstürmung der Tuilerien am 14. Juni und am 10. August 1792 wiederholten, war Marie Antoinette die Einzige, die der unbefehrblichen Katholikkeit des Königs gegenüber die Fassung bewahrte. Ihre Würde und Hoheit löste selbst den wilden Volkshaufen, die bis in die innersten Gemächer der königlichen Familie eindringen, noch Bewunderung ein. Am 9. August besprach sie mit dem Chef der Nationalgarde, Mandat, und dem Befehlshaber der Schweizertruppen, Wachmann, die Maßregeln zur Vertheidigung der Tuilerien, und bestimmte ihren Gemahl, sich den Truppen zu zeigen und sie für den bevorstehenden Kampf zu begeistern. Aber die wankelmüthige Haltung des Königs vereitelte auch jetzt wieder Alles. Wäre es nach ihr gegangen, sie wäre mit dem Könige im offenen Kampfe gegen die heranrückenden Reuterer gefallen, und sie war untröstlich, daß dieser, statt furchtlich zu sterben und ruhmvoll unterzugehen, es vorzog, mit seiner Familie im Schoße der Nationalversammlung Schutz zu suchen, um dort während sechzehn qualvoller Stunden, in enger, niedriger Loge, Zeuge zu sein, wie das Königthum des alten Frankreichs zu Grabe getragen wurde. Nun kamen die traurigen Tage und schlaflosen Nächte der Gefangenschaft im Temple, wo die königliche Familie, inmitten wüthen Treibens roher Wächter, jeder Bequemlichkeit des Lebens beraubt und von dem Verkehr mit der Welt abgeschnitten blieb. Die Königin, der nicht einmal die zu ihrer persönlichen Bedienung gehörigen Frauen belassen wurden, mußte selbst die niedrigsten Dienste verrichten; sie kleidete den Dauphin an, den sie in ihr Zimmer genommen hatte, und war glücklich, als es ihr nach Wochen einmal gestattet wurde, sich ihr Haar ausklammern lassen zu dürfen. Und doch waren diese Entbehrungen noch die geringsten unter ihren Leiden. Viel unerträglicher war ihr die Qual, daß die diensthabenden Municipalbeamten fast den ganzen Tag in ihrem Zimmer sich aufhielten, um zu inspironen und sie zu überwachen. Keine Bewegung, kein Wort, kein Blick, keine Liebkosung, die nicht Zeugen und Angeber gehabt hätte! Keine Secunde, in der Marie Antoinette sich angehört, oder ihre Familie gesehen konnte, — immer wieder diese Menschen, welche ihr folgten bis in das Zimmer, in das sie sich flüchtete, ihre Kleider zu wechseln. Was wurde nicht Alles erlitten, um die Leiden ihrer Gefangenschaft durch persönliche Kränkungen zu vermehren. Als an den Septembertagen, die der Gefangennehmung des Königs folgten, die Vertraute der Königin, Frau von Lamballe, der Volkswuth zum Opfer gefallen war, wurde das blutende Haupt der bis in den Tod getreuen Freundin unter lauten Schmähungen der Königin zu dem Fenster ihres Gefängnisses emporgehalten. Mit eigener Hand mußte die Königin, in Gemeinschaft mit Madame Elisabeth, der Schwester des Königs, die ihre Gefangenschaft theilte, die schadhafte gewordene Wäsche der königlichen Familie ausbessern. Als sie eines Tages in den zum Temple gehörigen Garten hinabging, um ihre Kinder in frischer Luft spielen zu lassen, bliesen ihre Kerkermeister ihr auf der Treppe den Rauch ihrer Pfeifen in's Gesicht; unten im Garten lämmelten sich die Nationalgardien auf ihren Stühlen, oder tanzten um sie herum und verfolgten sie mit den schmutzigsten Revolutions-Gefängen. Unter den Fenstern ihres Gefängnisses wurde mit Stentorstimme die Aufhebung des Königthums proclamirt; und als ihr eines Tages endlich die längst erbetene frische Wäsche bewilligt wurde, zwang man sie, mit eigener Hand die Krone zu entfernen, welche sich bisher über den Namenszügen eingestickt befand. Auf Befehl der Republik mußten Ludwig und Marie Antoinette getrennt werden. Die Königin wurde mit Prinzess Elisabeth in ein besonderes Verließ gebracht. Nur zur Essenszeit durfte sie mit dem Könige zusammen sein. Auch der Dauphin wurde aus ihrem Gewahrsam in den des Königs gebracht. Nicht einmal als das Kind erkrankte, konnte sie es erreichen, dasselbe pflegen zu dürfen. Als im December 1793 der Prozeß des Königs vor dem Convent begann, wurde die Trennung von demselben eine vollständige, und erst am Vorabend seiner Hinrichtung, am 20. Januar 1793, durfte sie ihn noch ein letztes Mal sehen. Diese letzte Zusammenkunft fand im SpeiseSaale des Königs statt. Der König segnete seine Frau, seine Schwester, seine Kinder; er ließ seinen Sohn schwören, denen zu verzeihen, die seinen

Vater zum Tode brachten, dann kein Wort mehr. — nichts als ein Schluchzen der ganzen Familie. Am 21. Januar verkündete der Königin der an ihr Ohr dringende Donner der Artillerie Salven, daß das Haupt ihres Gemahls unter dem Weile der Guillotine gefallen war. Auf ihr Verlangen wurde ihr ein schwarzes Trauerkleid einfacher Art bewilligt.

Aber es genügte der Republik noch nicht, sie zur Witwe gemacht zu haben. Am 3. Juli traten die Beamten der Republik bei ihr ein, um ihr den Beschluß des Wohlfahrtsausschusses mitzutheilen, daß ihr Sohn, der Dauphin, von ihr getrennt werden sollte. Es folgte eine entsetzliche Scene; länger als eine Stunde leistete die unglückliche Frau heldenhaften Widerstand, den Sohn mit ihrem Leibe deckend. Endlich drohten die Beamten, daß sie das Kind tödten würden; nun erst war der Widerstand der Mutter gebrochen. Der König von Frankreich wurde dem Schürer Simon zur Bewachung übergeben. Fortan gab es für Marie Antoinette nichts Schlimmeres mehr; bei allen weiteren Qualen und Mißhandlungen zeigte sie nur noch stille Ergebung und sichere Todeshoffnung. Am 1. August wurde sie mitten in der Nacht gewekt, um auf Befehl des Convents nach der Conciergerie, dem Gefängniß der Verbrecher, gebracht zu werden. Der Kerkermeister Richard und dessen Frau suchten ihr, unter Umgehung der Befehle des Convents, ihre Lage soviel als möglich zu erleichtern. Auch wurde noch einmal ein Plan zu ihrer Rettung unternommen, aber zu seiner Ausführung hätten die beiden wachhabenden Gensdarmen geschödt werden müssen, und einen solchen Mord wollte die Königin nicht. Zugewiesen mehrte sich die Ungeduld des Volkes über die Verzögerung des Processes gegen die Königin, und im Convent wurde mit Ungeßüm gefordert, daß „Frau Capet“ unverzüglich vor das Revolutions-Tribunal gestellt werde. Nach einem vorläufigen geheimen Verhöre am 4. October wurde die Königin am 14. October 1793 vor das Revolutions-Tribunal gestellt, unter der Anklage, sich gegen Frankreich mit dem Auslande verschworen zu haben, die Landplage und der Blutigel der Franzosen gewesen zu sein, die Finanzen Frankreichs in einer schrecklichen Weise verschwendet zu haben und verschiedene Versuche zur Verbeiführung einer Contre-Revolution und zur Erregung des Bürgerkrieges gemacht zu haben. Den Schluß der Anklage bildete die Beschuldigung einer ganzen Reihe niederrückthiger Handlungen, die näher zu bezeichnen der Anstand verbietet. Die Königin bewahrte auch jetzt ihre Würde und Hoheit; als sie zu einer Erklärung über die angeordneten schandlosen Beschuldigungen gedrängt wurde, entgegnete sie mit halberstimmter Stimme: „Wenn ich noch nicht geantwortet habe, so geschah es, weil die Natur sich sträubte, auf eine solche, einer Mutter vorgelegte Frage zu antworten.“ Indem sie zu den auf den Tribünen anwesenden Frauen gewendet, hinzusetzte: „Ich berufe mich auf alle hier anwesenden Mütter!“ Die Sitzungen des Tribunals dauerten von neun Uhr Morgens bis spät in die Nacht; einmal, halb ohnmächtig und ihren Anstrengungen erliegend, entschlüpfte es den Lippen der Königin wie eine Klage: „Ich habe Durst.“ Aber keiner der Umstehenden wagte, der Witwe Capet einen Schluck Wasser zu reichen. Die ganze Gerichtsverhandlung war nur eine Farce. Die Verurtheilung war von vornherein beschlossene, und nach einstündiger Beratung sprachen die Geschworenen das Schuldig. Es war vier Uhr Morgens, als man sie nach der Conciergerie zurückführte. Schon am folgenden Tage Vormittags elf Uhr wurde sie auf einem Karren mit schmuckigen Rädern, ein Brett als Sitz, ohne Fen oder Stroch auf dem Boden, mit einem Schimmel davor, in einen schlechten Nachtmantel von weißem Bique gekleidet, auf den Nichtplatz geführt. Festen Schrittes betrag sie das Hingerüst, auf dem um ein Uhr ihr Haupt unter dem Fallbeile des Henkers fiel. Ihre letzten Worte waren ein Lebenswille an ihre geliebten Kinder. Zu dem Priester, der sie zur Nischstätte begleitete und in sie drang, sich in letzter Stunde reumüthig mit Gott zu veröhnen, sagte sie: „Sprechen Sie von meinen Fehlern, aber niemals von meinen Verbrechen.“ Und die neuesten Untersuchungen der Geschichte stellen die Wahrhaftigkeit ihrer Worte nicht mehr in Frage.

Nachdruck verboten.

Liebhabereien.

Von Emil Beschau.

Seit ich aus der Stadt in die ländliche Umgebung derselben gezogen bin, widme ich einen Theil meiner Freizeit dem Gemüsebau. Kommen nun Bekannte zu Besuch, und zeigt ihnen meine Frau, — ein wenig eitel, wie nun einmal alle „Amateurs“ sind, — die Herrlichkeiten unseres Gartens, dann bekommen wir meist Entgegnungen zu hören, wie die folgenden:

„Ach Gott, das bekommt man ja Alles in der Markthalle so billig. Es ist kaum der Rede werth.“

„Das muß Ihnen aber viel Arbeit machen. Langweilt es Sie denn nicht?“

„Für fünfzig Pfennige bekommen Sie in der Stadt viel größeren Blumenkohl. Und das braucht ja doch Dünger, — nicht wahr?“

Und wenn das nun so weiter sprudelt, dann geschieht es wohl, daß wir, — ich und meine Frau, — einen eigenthümlichen, ganz eigenthümlichen Blick tauschen. Und in diesem Blick liegt eine kleine Geschichte, die Geschichte des verachteten Blumenkohls, der nicht einmal fünfzig Pfennige werth ist und — Dünger braucht! Kämpft nur die Nase über ihn, ihr wißt ja nicht, wie theuer er uns geworden ist! Ihr wißt nicht, mit welcher Spannung wir jeden Morgen zu dem Saatbeete gingen, und welche Freude wir empfanden, als das erste Grün aus der Erde schoß. Ihr wißt nicht, mit welcher Elternliebe wir das Wachsen dieser Pflanzen beobachteten, wie uns ihr Gedröhn über gar manchen Verdruß hinüberhalf, und wie wunderbar uns das Gemüse schmeckt, das wir selber gezogen haben! Er ist kaum fünfzig Pfennig werth, dieser Blumenkohl, aber wenn wir eine der stattlichen Rosen in's Haus tragen, geschieht es mit einer Empfindung, als hätten wir einen Schatz gefunden. Kämpft nur die Nase und wundert euch über unser kleinkindliches Thun, — ihr habt keine Ahnung davon, was für eine Freudenquelle zwischen diesen Krautköpfen und Spinatstauden fluthet, die man in der Markthalle so billig zu kaufen bekommt!

Aber so geht es mit den „Liebhabereien“. Sie werden belächelt und bespöttelt, und doch ist es ein Glück, daß die meisten von uns — Liebhabereien besitzen. Der Eine hängt sein Netz an Das, der Andere an Jenes, und Jeder glaubt,

das bessere Theil erwählt zu haben. Aber auf den practischen Nutzen oder den Werth der Liebhaberei kommt es ja gar nicht an, — selbst wenn sie ganz unsinnig erscheint, kann sie ihren Segen stiften. Wir retten uns zu ihr aus den Kämpfen des Lebens, wir ruhen aus und sammeln neue Kräfte, neue Kräfte und neuen Muth, denn nichts weckt mehr den Muth, die Lust, den Kampf wieder zu beginnen, als die Freude an irgend Etwas, das wir lieben. Und deshalb hat jede Liebhaberei ihr Gutes, auch wenn sie dem „objectiven Beobachter“ mehr oder weniger komisch erscheint.

Wie Manche lächelt über die Unermüdllichkeit, mit der viele Frauen häkeln und stricken, flechten und sticken, und über den Feuereifer, mit dem sie ihre Handarbeiten in allen Räumen ihres Hauses aufstapeln! Vielleicht sieht er gerade etwas recht, recht Unnützes, — aber warum denkt er nicht lieber an die Freude der Arbeit, an die stille Wonne, die in diesem zierlich gestickten Federwischer verkörpert ist? Und wer weiß, ob nicht gerade er selbst ernsthaft und selbstbewußt eine Liebhaberei pflegt, die dem „objectiven Beobachter“ weit mehr Ursache zum Lachen giebt.

Vielleicht gehört er der Gilde der Sammler an, unter welcher sich wohl die drolligsten Exemplare der Amateurs befinden. Man sammelt ja nicht allein Bilder, Münzen, Briefmarken, Blumen, Vögel, Schmetterlinge, Porzellan und Bücher, man sammelt auch weit merkwürdigere Dinge, wie Cigarrenspitzen, Manschettenknöpfe, Streichholzschachteln, Spielfarten, Uniformknöpfe und — Schuhabsätze. Ich kenne einen alten Sonderling, der vor langen, langen Jahren einmal ein allerliebtestes Stöckelchen fand, das eine Dame verloren hatte, und seitdem sammelt er mit Leidenschaft Schuhabsätze. Das streift schon an Berrücktheit, — nicht wahr? — und doch weckt es ganz eigenthümliche Empfindungen und gar nicht uninteressante Gedanken, wenn man vor dieser Sammlung steht, in der von dem niedrigsten Pantoffelchen, bis zu dem eisenbeschlagenen Stiefel des Aepplers, alle möglichen „Constructions“ vertreten sind. Ein anderer „interessanter“ Sammler war der Musiker Schneidhoffer, in dessen Hinterlassenschaft man ein „Schildmagazin“ fand. Aushängeschilder aller Art, wie Fische aus Blech, Schinken aus Holz, Zuderhüte und Würste, Cigarren und Cylinderröhre und ähnliche Imitationen, wie er sie auf seinen nächtlichen Razzias zusammenbrachte. Auch die Dame, die in ein Album die Stoffproben ihrer Toiletten einlebt, verdient hier genannt zu werden, ebenso wie der Engländer George Gosmin, der die Stühle berühmter Männer und Frauen sammelte, — eine Sammlung, die im vorigen Jahre in London versteigert wurde. Im Hotel Drouot, dem berühmten Pariser Auktions-Local, kam vor einiger Zeit eine Sammlung von 20,000, sage zwanzigtausend Porträts Napoleons I unter den Hammer, und ebenso eine andere Sammlung, die sich auf Bürgerhelden, Geißeln und ähnliche mittelalterliche Mariäden erstreckte. Wie lebhaft das Interesse an Photographien sein muß, beweisen die Lager der Silberhändler und die Schaufenster derselben. Am Wiener Stadttheater war vor Jahren eine Schauspielerin engagirt, die ein seltenes Talent zum Schönsein hatte, und von ihrem Conterfei sind nach den Büchern des Photographen über dreißigtausend Exemplare verkauft worden! Wie viele Sammlungen schöner Frauenköpfe mag es aber auch geben in Ost und West und Nord und Süd!

Streifen die Liebhabereien bisweilen an's Lächerliche, so können sie andererseits auch gefährlich werden. Ich kenne einen gutbezahlten Künstler, der aus den Schulden nicht herauskommt, weil er alle seine Einnahmen in — Schuhknallen anlegt. Und bekanntlich pflegte man diese in früheren Zeiten nicht selten mit kostbaren Edelsteinen zu schmücken. Die Sammler-Manie hat schon oft vermögende Leute zu Grunde gerichtet, und ebenso oft haben andere Liebhabereien zerstörend in das Berufs- oder das Familienleben eingegriffen. Jene ich, wenn ich als die gefährlichste Liebhaberei in unseren Tagen, — die Schriftstellerei bezeichne? Und als die höllischste, grausamste, unarmherzigste . . . ach, man möge mir verzeihen, denn selbst der Bauer, dessen Garten an meine Gemüsezuchterei stoßt, besitzt ein Klavier, und während ich diese Zeilen schreibe, spielt sein Sohn, der Pastor werden soll, auf dem entsetzlichen Instrumente das schöne Lied von dem Mann mit dem Coats . . .

„Mutter, der Mann mit dem Coats ist da“ . . . Eben fängt er von Neuem an, und in meiner Empörung frage ich mich schon, ob meine Bertheidigung der Liebhabereien nicht ein verheißtes Unternehmen ist. Aber wer weiß, über welche theologischen Belennungen der Mann mit dem Coats dem jungen Herrn hinüberhilft! Ich bin doch auf dem rechten Wege, wenn ich für die Liebhabereien eintrete; sie dürfen nur nicht zur allesbeherrschenden Manie werden und dann, — dann, — dann sollen sie eben möglichst geräuschlos sein.

In seinen Memoiren erzählt Bernet von einem Engländer, den das Leben so sehr verdorrte, daß er schon vor dem Selbstmorde stand. Da kam er auf die Idee, Wasser aus allen Strömen und Flüssen der Welt in Flaschen zu sammeln, und von diesem Tage an freute er sich wieder seines Lebens. Ich hege den Verdacht, daß dieser Engländer trotz der „Memoiren“ erfunden ist. Aber ich sage mir auch, daß er gut erfunden ist und daß er symbolisch Alles sagt, was man über die Liebhabereien sagen kann. . . .

Nachdruck verboten.

Aus der Pariser Gesellschaft.

Paris, im April.

Nach der neuesten, offiziellen Statistik wurden in Paris im Jahre 1886, — die der folgenden Jahre ist begreiflicher Weise noch nicht erschienen, — 20,604 Ehen geschlossen und 688 aufgelöst. Wenn man bedenkt, daß die Ehescheidung, die sich inzwischen auffallend schnell eingebürgert hat, damals kaum erst in das französische Gesehbuch aufgenommen worden war, so ist jene Zahl immerhin schon eine recht ansehnliche; kommt doch auf dreißig Heirathen eine Scheidung! Die Statistik, mit deren ausführlichen Zahlenangaben ich die Leser nicht zu belästigen wage, zeigt uns ferner, daß die Scheidungen in den mittleren Klassen der Gesellschaft verhältnißmäßig am häufigsten vorkamen, in den Arbeiterklassen wenig, in der vornehmen Gesellschaft, mit der wir uns hier ausschließlich beschäftigen wollen, fast gar nicht. Was soll man daraus folgern? — Daß es in denjenigen Kreisen, in denen eine Trennung der Ehe am häufigsten nöthig erschien, am wenigsten sündlich herrscht? — Mit nichten! Auf den ersten Blick hin scheint diese Folgerung ja viel für sich zu haben, aber sie ist doch irrig, denn die vielen Scheidungen im Mittel-

stande erweisen die noch vorhandene Ausscheidungskraft ungehinder Elemente aus der Familie, eine Kraft, welche im vornehmen Paris fast ebenso selten anzutreffen ist, wie im Arbeiterstande, wo die Ehescheidungen leider immer seltener werden.

Die vornehme Pariser Ehe lebt, — keine Regel ohne Ausnahme, — von der gegenseitigen Duldung dessen, was eigentlich ihre Aufhebung bedeuten würde, wenn man von einer Ehe im idealen Sinne des Wortes überhaupt sprechen könnte. „Aus nichts kann nichts entstehen“, sagt König Lear, und eine rein conventionelle Ehe braucht nicht aufgelöst zu werden, da sie in Wirklichkeit keine ist.

Die Durchschnitts-Ehe in den vornehmen Klassen der Pariser Gesellschaft verdankt ihr rein äußerliches Dasein in den meisten Fällen lediglich Geld- oder Familien-Rücksichten. Man hat sich nur wenige Male vor der in einer Mode-Kirche vollzogenen Trauung gesehen und noch viel weniger kennen gelernt. Und die Folge davon ist, daß man auch nach der unnatürlichen Verbindung, die einen neuen Salon und sonst weiter nichts schafft, neben einander und nicht in einander lebt. Die ganze französische Literatur lebt von den unvermeidlichen Konsequenzen dieses durch den Brauch geheiligten Zerbrüchens einer Ehe, vom Ehebruch mit einem Worte, und fast immer ist es nur verlegte Eitelkeit und nicht die Liebe, welche die sogenannten tragischen Conflicte herbeiführt.

Die Leser werden es mir gestatten, gerade auf diesen schon so oft erörterten, unerquicklichen Gegenstand nicht näher einzugehen. Sie werden mir den Beweis für eine Thatsache erlassen, die so allgemein anerkannt worden ist, daß sie nicht mehr bewiesen werden braucht.

Das Traurige ist, daß diese ehelichen Mißstände auch die Erziehung der Kinder in Mitleidenschaft ziehen und sozusagen von Generation auf Generation vererbt werden. Man begreift ohne Weiteres, daß die conventionellen Ehen dem Kinde nur eine recht ungünstige Vorstellung von dem Familienleben beibringen können. Es sieht im zarten Alter vielleicht noch nicht ganz klar, aber Manches erräth es und zwar um so schneller, als es in Paris früh altert oder, wie man zu sagen pflegt, früh reif wird. Darum geräth die Jugend, welche oft im zartesten Alter in die Pensionate, die sogenannten Internate geschickt wird, vielleicht aus der Charibdis nur in die Scylla.

Die Internate stammen aus der Zeit des ersten Napoleon, der aus naheliegenden Gründen die militärische Erziehung bevorzugte. Trotz der zahllosen Regierungswechsel haben sie sich erhalten, und alle Agitationen wider diese spartanische Einrichtung dürften auch so lange nichts nützen, als sie nicht durch etwas Besseres ersetzt werden kann. Man wirft dem Internat mit Recht eine Art von klosterlicher Erziehung vor; ganz abgesehen von der ständigen, bedenklichen Berührung bei Tag und Nacht mit corrupturen und folglich corrupturen Elementen, die sich in so zahlreicher Gemeinschaft immer finden, fehlt auch das treue Mutterauge, die Vaterliebe, kurzum die Familien-Erziehung, welche tiefer als irgend eine andere auf die seelische Entwicklung des Kindes wirkt. Aber da von einer guten Familien-Erziehung in den vornehmen Pariser Gesellschaftsklassen, wie gesagt, kaum die Rede sein kann, und alle Eltern-Zärtlichkeit sich auf Affenliebe und blinde Vergötterung beschränkt, so erscheint es noch das Beste, die Dinge so zu lassen, wie sie sind. Die Gesellschaftsreform müßte an einer ganz anderen Stelle begonnen werden.

Es begreift sich nach dem eben Gesagten, daß die Jugend ihr Verhältniß zu den Eltern rein äußerlich auffaßt, und daß die Fälle nicht selten sind, wo beispielsweise die Mutter auf die aus der Pension zurückkehrende und in's Leben tretende Tochter eifersüchtig, oder wo der Vater der vergnügungslustige Kamerad des Sohnes ist. Die Jugend hat von der Ehe nur die schlechten Seiten kennen gelernt; kein Wunder, daß sie keine Hochachtung vor ihr empfindet und in ihr, gleich Eltern und Voreltern, nur etwas Hergebrachtes, nur ein Mittel zur Erreichung gesellschaftlicher und finanzieller Zwecke sieht.

Kommen wir auf das Verhältniß der Eheleute in der vornehmen Pariser Gesellschaft zurück. Die pikante Frage liegt nahe: wer ist in den meisten Fällen der schuldige Theil, — der Gatte oder die Gattin? Häufig wird es ja schwer sein, gleichsam mit dem moralischen Holzlente in der Hand die Schuld des Einen und des Anderen abzumessen. Aber im Allgemeinen darf man doch wohl behaupten, daß die Frau der bessere Theil in dieser Pseudo-Gemeinschaft ist. Fast immer ist es der Gatte, der ihr durch seine Rücksichtslosigkeit und Ausschweifungen das Gefühl der Achtung und damit den besten stiltlichen Halt benimmt. Nur widerwillig, — gleichsam unter dem Druck der gesellschaftlichen Gepflogenheiten, — tritt sie in die Fußstapfen des Schuldigen. Es bedürfte von seiner Seite nur einer ganz kleinen Dosis von Beständigkeit, nur einer ganz geringen Aufmerksamkeit, der man anmerkt, daß sie aus dem Herzen kommt, statt lediglich eine gerade von Seiten des Gatten beleidigende Galanterie zu sein, — um die Frau vor dem Straucheln zu bewahren. Aber selbst zu diesem Wenigen vermag sich meist der nicht aufzuschwingen, dem der Pariser Freudenbescher Marx und Seele vergiftet hat. Und dennoch verliert es so manche Frau, durch seinen Tact und vielfache Opfer, den Treulosen dem Dämon des Pariser Lebens abzurufen und dem Familienleben zu gewinnen. Leider gelingt es nur zu selten!

Der Club mit seiner Politik, seinem Glücksspiel, seinen schlaftrigen Gesprächen, seinen leichten Beziehungen zur Coullissenwelt und zum Kennplatz, ist der aller schlimmste Feind der Familie. Salons wird es zwar in einer Stadt, und zumal in einer Stadt wie Paris, immer geben, aber der Salon, in dem die Causerie blüht, in dem man nicht nur klatscht, sondern geistreich plaudert, ist verschwunden und durch die Clubs ersetzt, die gegenwärtig so zahlreich sind, wie die Sommerfrischen am atlantischen Ocean. Unsere Zeit ist ohnehin schon eine materialistische, und das Ceremoniell in den vornehmen Häusern ist nun ganz und gar nicht dazu angethan, um die Herren zu fesseln und dem Juge der Zeit entgegenzuwirken, der den Schwerpunkt des gesellschaftlichen Lebens aus dem Privatthum, aus dem Familienleben an einen mehr oder weniger öffentlichen Ort verlegt und nach orientalischen Mustern die Geschlechter sondert.

Die armen Pariser Frauen haben wirklich einen üblen Stand, und man könnte es ihnen nicht verargen, daß sie alles Mögliche thun, um aus ihrer hässlichen Verwahnung hinauszukommen, wenn sie nicht selbst häufig die Schuldigen wären.

Die einen suchen sich für die unverdiente Jurisdiktion seitens ihrer Gatten in einer Weise schadlos zu halten, welche sich leicht erräth. Sie nennen das „sich in's Unvermeidliche fänden“, und dieses Unvermeidliche nimmt in zahllosen französischen Lustspielen, der Wirklichkeit entsprechend, die Gestalt des bekannten Hausfreundes an, der auf den Pariser Brettern so

unvermeidlich ist, wie auf den deutschen die heirathslustige, junge Witwe.

Einige andere vernachlässigte Gattinnen stürzen sich, — wenn ich mir das lähne Bild gestatten darf, — kopfüber in die sogenannte Frauen-Bewegung. Sie sind zwar reich und vornehm genug, um nicht Medicin und Mathematik, oder gar die Rechte studiren zu brauchen, und ebenso wenig kümmern sie sich um das active oder passive Wahlrecht, aber sie gründen selber Clubs, oder sie versuchen wohl gar, dem süchtigen Gatten in die Feinen zu folgen. Das geht begreiflicherweise nicht ohne einen völligen oder theilweisen Verlust dessen ab, was der Mann am höchsten schätzt, — der sittigen Scham und holden Anmuth. Wieht es denn überhaupt etwas Widerwärtigeres, als dieses gemeinsame Verlassen des Hauses, um sich an einem dritten Orte in gemiethteten Möbeln wieder zu begegnen und mit einer Gasthaus-Küche vorlieb zu nehmen? Hier geht es freilich minder steif zu, aber liegt es nicht näher, statt des Hauses, die Sitten zu wechseln und daheim freier und natürlicher zu sein?

Und in der That ist dies von den Uebeln noch das geringste und am meisten dazu geeignet, um dem Gatten die Häuslichkeit werth und theuer zu machen. Er liebt die Bequemlichkeit, das sans gêne; die Frau, die ihm diese Schwäche nachsieht, opfert damit zwar ein kleines Theilchen ihrer häuslichen Majestät, aber dies heroische Opfer gewinnt ihr bisweilen auch sein Herz. Freilich gehört von Seiten der Gattin viel Tact dazu, um die Langeweile, welche ihren Salon bis dahin trotz Blumenstadt und Kerzenglanz erfüllte, gründlich zu verschleichen und doch ihrer Würde nichts zu vergeben und jene Grenzen nicht zu verwischen, welche die wirklich vornehme Frau von einer anderen Gattung von Frauen trennt. Drängen sich doch letztere mehr und mehr in die Gesellschaft ein, giebt es doch nur zu viel Gelegenheiten, wo die beiden Belten hart an einander stoßen, und zwar leider nicht nur an den Stellschrauben der fashionablen Welt, im Bois, in den Ausstellungen, bei den Rennen und Theater-Premieren, nein, auch in jenen Riesen-Gesellschaften, welche ein Symptom der wachsenden Amerikanisirung des vornehmen Paris sind. Sie sind es in der That, welche neben den Clubs dem Familienleben und dem Salon mit seiner auserlesenen Gesellschaft am gefährlichsten sind. In ihnen verschwindet die Individualität, wie im Club das Weib, und da wenig Hoffnung vorhanden ist, daß diese Uebelstände beseitigt werden, so darf man leider auch auf eine allgemeine Besserung der ehelichen Verhältnisse in der vornehmen Pariser Gesellschaft kaum zählen. Das schließt aber, wie gesagt, nicht aus, daß in dieser oder jener Familie rühmliche Anstrengungen gemacht werden, um eine Ausnahme von der Regel zu bilden. Eugen von Jagow.



Verschiedenes

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Der Kampf mit dem Drachen. Von C. Reichert. Siehe das Bild, Seite 79. — Wie bedrohlich das Ungeheuer in der Luft umhersog, in unregelmäßigen Sprüngen bald aufwärtsziehend, bald in Zickzack-Linien niedersinkend, und dabei mit dem langen, dünnen Schwerte die Luft peitschend! Ein merkwürdiges Thier, ein Vogel zweifellos, aber von furchtblicher Gestalt, wie Mollly, Polly, Joly und Nips noch nie einen gesehen haben. Nun nähert er sich dem Erdboden immer mehr, er wackelt ein paarmal in der Luft, dann neigt sich sein Schnabel plötzlich scharf nach unten und er schneidet schweißschlagend herab, mitten zwischen die erschrocken aus einander fahrenden Gunde-Spielgenossen, und Polly, den Jüngsten, mit seinem glatten, knisternden und gräulich anzusehenden Uebe bedeckend. Ein anglistisches Gemisch des Jüngsten, das die entsetzten Spielgefährten zu Hilfe ruft, und die letzteren ermannen sich und stürzen sich kläffend auf das schwerfällig am Boden liegende Ungeheuer. Ein Rud von scharfen Zähnen, ein Strampeln von Pollys Füßen, und das Ungeheuer hat die Todeswunde empfangen, — es wird sich nie mehr zu stolzem Anzuge in die Lüfte erheben. Etwas beschämt erkennen Mollly, Polly, Joly und Nips, daß sie sich vor einem Drachen gefürchtet haben, der eigentlich gar kein Drache ist, kein Feuerpeinender, funderstreichender und Königsbüchse gefangen haltender wenigstens. Sie werden für ihren feigreichen Kampf mit dem Drachen wahrscheinlich Prügel bekommen, aber auch die Lehre daraus ziehen, daß aus der Enttarnung Manches ungeheuerlich ersicht, was in der Nähe gesehen sich sehr harmlos erweist.

Edelweiß. Von R. Wagner. Siehe das Bild, Seite 77. — Nur an fast unzugänglicher Felsenkränze wächst das Edelweiß, die charakteristischste Blume der Alpenwelt. Zwar hat man auch sie zu kultiviren versucht, aber trotzdem man Löpfe mit blühenden Edelweiß-Pflanzen in jeder großen Gärtnerei kaufen kann, ist der Versuch doch kaum als gelungen zu betrachten, denn die künstlich gezogene Pflanze verliert ihre Eigenthümlichkeit, um derentwillen sie neben ihrer verhältnismäßigen Seltenheit und der Gefahr des Pfückens am meisten geschätzt wird. — den feinen wellenartigen Ueberzug der Blüten- und Stielblätter, der die an sich unscheinbare und düstlose Pflanze beinahe unverweklich macht. So ist ein Edelweißstrauch noch immer das beliebte Erinnerungszeichen geblieben, das jeder Alpenreisende mit nach Hause bringt. Selten freilich hat der Berggenüßtourist sein Edelweiß-Straußchen selbst gepflückt. In jedem von Fremden besuchten Orte der Schweiz ist solch ein Andenken billig zu haben, und man muß schon ein geübter Bergsteiger sein, um selbst in die Regionen emporzubringen, in denen an steilen Abhängen das Edelweiß seine Wurzeln in die Felspalten treibt. Aber nicht nur der die Schweiz bereisende Fremde schätzt die Edelweißblüte und nicht nur, um sie zu verhandeln, pflückt sie der sonst so industriös angelegte Schweizerbua. Auch idealere Beweggründe veranlassen ihn dazu, am schwindelerregenden Abgrunde sich der Gefahr auszusetzen, um einer unscheinbaren Blume willen in die Tiefe zu stürzen und das Gemid zu brechen. Kann er doch sein Dearnöl durch nichts beweiskräftiger von seiner Liebe überzeugen, als wenn er ihr einen Buschen Edelweiß überreicht, das er selbst gepflückt hat mit Gefahr seines Lebens. Wo kaum noch die Gense einen Stützpunkt für ihren Fuß findet, da klettert er umher, an einem Grassbüschel sich haltend, der jeden Augenblick nachgeben kann, mit dem Knie sich gegen das Gestein pressend, des Todes sicher, wenn er den Halt verliert, oder wenn ihn der Schwindel packt. Jürwahr, er hat Recht zu einem stolzen und jauchzenden Jubelruf, wenn er heimkehrt, die Edelweißblüten am Hute, und er sein Dearnöl nach sich ansprechen sieht. Jedes Jahr fordert das Edelweißpflücken seine Opfer; eigentlich müßte die weiße Blume roth gefärbt sein wie die Alpenrose, die man an viel gefahrloserer Stelle findet.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Frühlings-Bowlen.

In unserem ganzen Bekanntheitskreise hieß mein alter Oheim Fritz der „Bowlen-Omel“, und das Wunderbarste war, er ließ sich den seltsamen Namen gern gefallen.

Freilich; er hatte ihn in Ehren erworben und verdiente ihn sich in Ehren immer wieder auf's Neue. Weit und breit wußte Niemand eine so vorzügliche Bowle zu brauen, als er, und es war im ganzen Kreise, — wir lebten auf dem Lande, — Gebrauch, daß Omel Fritz bei jedem Feste, kaum daß sein Wagen auf den Gutshof gerollt war, von dem Herrn Nachbar mit freundschaftlichem Händedruck in die Speisekammer geführt wurde, alwo die Ingredienzien zum Anlegen der Mischung regelmäßig schon bereit standen. Bisweilen sperre er sich dann wohl ein wenig: „Kinder, Ihr könnt das ja eben so gut, als ich!“ aber er gab schließlich jedesmal nach. „Nüch ja sonst das unglaubliche Zeug trinken, das da verständnißlos zusammen-gemanscht wird!“ vertraute er mir einmal an. „Und beim besten Willen, das kann ich nicht!“

Als ich größer wurde und wohl einiges Verständniß für seine Spezialkünste zeigte, erlaubte er mir auch dann und wann, ihm hülfreiche Hand zu leisten. Von der Pike auf mußte ich dienen: mit Zuckerlophen und Eiszerstückeln begann ich, erst nach geraumer Zeit durfte ich die Flaschen aufziehen (es ist das gar keine so leichte Kunst, weil auch nicht ein Spritzchen Lad in den Wein gelangen darf), und ich war schon wohlbestallter Korpsburche, als er mich in die intimen Geheimnisse seines Könnens einweihte. Unter Omel, es hat meinem seligen Papa viel Geld gekostet, daß ich Dein eifriger Schüler wurde, — im Bowlenbrauen und im Bowlentrinken!

Omel Fritz ging bei seinem Unterrichte ungemein methodisch zu Werke, wie er dies auch in praxi bei seinem Mischtrage that. „Gut Ding will Weile haben“, war sein Lieblingswort, und dann explicirte er wohl weiter: „Deute giebt man da ein halb Duzend Flaschen zusammen, wirft sechs Hände voll Streuzucker und eine Büchse Ananas nebst einigen Stücken Eis hinein und nennt das Zeug Bowle! Brrr, — nich schandert, wenn ich nur an solche Barbarei denke.“ Und dabei zog sich sein ganzes, sonst so glattes Gesicht in tausend Falten und Kältschen, und die Augen des alten Herrn nahmen auf einen Moment einen ganz starren, entsetzten Ausdruck an.

„Da waren die Griechen und Römer“, fuhr er dann fort, „obwohl ich sonst von ihrem Verständniß für die liebe Gottesgabe, den Wein, nicht übermäßig viel halte, ja schon kläger. Ich glaube, der selige Herr Lucullus würde seinen Kellermeister vom Hied weg auf die Prügelbank geschickt haben, wenn er auch nur ein Quentchen zu viel Honig in den Myrrhen-Wein gegossen hätte, wenn Chier und Falerner nicht haarhart in dem richtigen Verhältniß gemischt, oder der Mischfessel zu früh in den kühlenden Schnee gesetzt worden wäre. Der Myrrhen-Wein übrigens, mußst Du wissen, den die Medilen an hohen Festtagen den Göttern darbrachten, und den die Priester in deren Stellvertretung selber selbst austranken, — ich beneide sie nicht um den zweifelhaften Genuß, — ist wohl der Urahne der Bowle...“

Von den goldenen Regeln, welche ich Omel Fritz verdanke, und die mir manchen Lebenspruch von beharreten, aber auch von schönen Lippen eingetragen haben, darf ich jetzt, wo der Frühling uns bald seine Gaben senden wird: — das duftende Maitraut vor Allem und die aromatische Wald-Erdbeere! — wohl Einiges verrathen.

Zunächst eiferte der Bowlen-Omel allezeit gegen „den Frevel“ und „die Thorheit“, gute Bowlen mit schlechtem Wein herstellen zu wollen, — Hand auf's Herz; der Frevel scheint verbreiteter, als gut. Ist die Eufette: „Bowlen-Wein“ doch nachgerade zu einem äußeren Merkmal jenes Krähers geworden, den unsere guten Vorfahren als Dreimänner-Wein bezeichneten. „Denn Einer kann es nicht allein, es müssen immer Dreie sein!“ meinten sie, nämlich Einer, der trinkt und Zwei, die den armen Sünder halten. Der Wein, den man zur Bowle nimmt, soll leicht sein, aber gut. Ich nenne mit Absicht keine bestimmte Weingegend als die zu bevorzugende, denn leider kommt heutzutage schlechtes Gewächs von der Regel wie von Kroffen; man traue in dieser Beziehung lediglich der eigenen Junge und allenfalls einem als solide bekannten Weinhändler.

Zum Zweiten: Der sogenannte Streuzucker verdirbt den besten Wein. Nur allerbeste Raffinade, oder im Nothfall der allerfeinste Puderzucker ist würdig, Wein versüßen zu dürfen, und es empfiehlt sich, den Zucker vor dem Gebrauch in kaltem Wasser aufzulösen. Das Zumeisten der richtigen Quantität wird damit später wesentlich erleichtert.

Zum Dritten: Maitraut und Erdbeeren, um zunächst bei diesen beiden Wurzeln zu bleiben, bedürfen von Anfang an einer gänzlich verschiedenen Behandlung. Das Maitraut entwidelt nach meinen Erfahrungen am meisten Aroma, wenn es nicht ganz frisch gepflückt ist, die Wald-Erdbeeren (alle übrigen Erdbeer-Sorten sind Nothbehelf) dagegen können nicht frisch genug sein. Das Maitraut muß sorgsam verlesen werden, und nur seine zartesten Blättchen dürfen zur Verwendung gelangen, die Wald-Erdbeere verliert durch Abwaschen die Hälfte ihrer Feinheit. Das Maitraut darf nur auf wenige Minuten, am besten mit einem Porzellan-Trichter in die Bowle getaucht, eine Erdbeer-Bowle soll frühzeitig, — drei Stunden vor dem Gebrauche etwa, — angelegt werden. Omel Fritz aber wandelte sich in legierere Beziehung seine eigenen Wege; er verlangte sehr reichlich Früchte und gab zunächst beim Anlegen nur etwa zwei Drittheile seines Vorrathes in die Bowle, das letzte Drittheil aber fügte er erst unmittelbar vor dem Kredenzen bei. Und er that gut daran; die zuletzt hinzugesetzten Früchte, die noch in ihrer ganzen Frische in den Gläsern schimmern, sind ein berechtigtes Zugeständniß an den Augen des Trinker's.

Es war übrigens eine wirkliche Freude, unseren Bowlen-Künstler seine Erdbeer-Schüssel behandeln zu sehen. Nachdem er die beiden Theile nach seinem Recepte getrennt hatte, überschüttete er zunächst die größere mit feingeflohenener Raffinade und seht sie dann, den kostbaren Schab sorgsam in den Händen wiegend, in leichte Schwingungen, bis der Zucker sich wie ein gleichmäßiger Thau über alle einzelnen, selbst über die am tiefsten liegenden Erdbeeren verbreitete. Erst wenn er sich von dieser Thatsache überzeugt hatte, goß er langsam, ganz langsam, eine halbe Flasche Wein auf, deckte die Früchte zu

und ließ sie reichlich eine halbe Stunde ziehen, ehe er diesen ersten Aufguß dem großen Mischtrage anvertraute. Und wie gewissenhaft kostete er dann ein kleines Pröbchen von jeder weiteren Mische, bevor ihr Inhalt in das Gefäß wanderte; wer jemals das Unglück gehabt hat, sich mit einer „nach dem Tropfen schmedenden“ eine ganze Bowle zu verderben, weiß diese Vorsicht zu würdigen.

Streiten läßt sich darüber, ob man die Mischung aus dem Weine, welcher die Grundlage der Bowle bildet, aus Zucker und Frucht noch durch weitere Zusätze verbessern kann. Was die Maitraut-Bowle anbetrifft, so geht meine unmaßgebliche Ansicht dahin, daß jeder Zubeh eines schweren Weines, auch jeder Seltzuzug, nicht sonderlich vorthellhaft ist, — das Einzige, was ich zur Abwechslung einmal zu probiren bitte, ist das Besüßen einiger, sorgsam entkernter Schnitt-Apfelstübe. — Anders bei der Erdbeer-Bowle. Wenn der leichte Duft des Maitrautes von jeder fremden Beimischung gedämpft wird, so lebt das kräftige Aroma der Wald-Erdbeere unter dem Zusätze eines edleren „Stoffes“ förmlich auf; ich habe gefunden, daß eine Flasche guten, vollen Rheinweines auf etwa sechs Flaschen leichten Weines jede Erdbeer-Bowle verbessert, und daß man des Guten an Schaumwein nicht genug thun kann. Ja, ich gehe so weit, als das Ideal einer Wald-Erdbeer-Bowle diejenige zu bezeichnen, welche nur aus mit Rheinwein angefeuchteten Früchten und leichtem Selt besteht, — den Zucker darf man aus Sparamkeits-Gründen dabei fortlassen lassen.

Mit dem Zuckerzusatz ist es überhaupt eine eigene Sache; die Geschmacksrichtungen gehen in dieser Beziehung weit, sehr weit ans einander. Ich muß gestehen, daß mir allzu herbe Bowlen nicht sonderlich zusagen, denn das Aroma der Frucht bedarf der Sähigkeit zu seiner vollen Entwicklung. Unstreitig ist zwar richtig, herbe Bowlen „bekommen“ besser. Diese Frage tritt aber doch nur da in den Vordergrund, wo eine „Massen-vertilgung“ geplant wird, und über solche böse Absichten darf ich mich hier wohl füglich aussprechen. Das mögen die Herren der Schöpfung unter sich abmachen, — an dem obliquen Kärtchen soll es dann trotz der Herbitheit der Bowle meist doch nicht fehlen.

Eine gute Bowle muß kalt sein, aber sie darf nicht zu kalt sein. Omel Fritz sprach stets „von jenem Temperaturgrade, der ein angenehmes Gefühl der Kühle auf der Zunge und im Gaumen hervorbringt“, und er vermicd es abthätlich, diese Temperatur etwa „thermometermäßig“ festzulegen. Sie war ihm eine variable Größe, bei deren Bemessung z. B. die Gesamt-Temperatur eine große Rolle spielte; im Hochsommer läßt er seine Meister-Bowlen weit intensiver, als im Frühjahr. — Niemals aber darf das Eis mit dem Weine in unmittelbare Berührung kommen, der Mischtrug soll vielmehr nur in feingeschlagenes Eis gestellt werden.

Wie gesagt, Omel Fritz war ein Meister im Bowlenbrauen, — auf die Art und Weise, wie sein Werk jedoch in das Speisezimmer kam, legte er wenig Werth. Er war eben leider ein alter, eingefleischter Hagestolz und lachte uns Jungen aus, wenn wir in seinem Panie über die einfache, alttränkliche Bowlen-Terrine uns eine Bemerkung erlaubten. Dagegen habe ich, als ich im vorigen Frühjahr bei einem jugendlichen Künstler-boare in München zu Gaste war, eine Meisterin in der Kunst, eine Bowle auch dem Auge lieb und werth zu machen, kennen gelernt; als wir fröhlich beisammen saßen und vom schönen Rhein, der Heimath der reizenden Hausfrau, plauderten, öffnete sich plötzlich die Thür, der Diener rollte ein kleines, niedriges Tischchen herein. Auf demselben ruhte ein mächtiger, dunkel-glänzender Bronze-Kübel, in dem von glühendem Eis umgeben eine schön geschliffene Krystall-Bowle sich stolz erhob. Den Rand der letzteren aber umrahmte ein dichter Kranz duftender Rosen und einige wenige Rosenblätter schwammen auf dem klaren Spiegel des vorzüglichen Maitrautes.

Ich glaube, selbst Omel Fritz würde damit einverstanden gewesen sein. P. v. E.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Karde. — Wie bereitet man Karde als Gemüse zu? A. V.
Blechgefäße. — Wie behandelt man neue Blechgefäße, um den darin bereiteten Speisen möglichst bald den ihnen anfangs anhaftenden Beigeschmack zu nehmen? Edelweiß in A.

Antworten.

(Auf die bezüglichsten Fragen weisen die Zeitentabellen hinter den Schlagworten hin.)

Heidelbeer-Wein. (64). — Einen guten, dem Burgunder annähernd ähnlichen Wein bereitet man aus recht reifen Heidelbeeren, welche man zerquetscht, mit Hollunder-Blüthen, Nelken und Zimmt versetzt und mehrere Tage ruhig stehen läßt. Nach dieser Zeit wird der Saft durch Lächer gepreßt, auf ein mit Auslatz aufgebrenntes Häfchen gefüllt und dann werden auf jedes Kilo Saft 2 Kilo Zucker zugegeben. Nach erfolgter Gährung gießt man ihn auf ein anderes Häfchen ab, giebt 1/2 — 1/3 Traubenwein hinzu und füllt nach einigen weiteren Tagen den Wein auf Flaschen, die gut verkorkt werden.

G. C., München. — Für die Einrichtung eines Zimmers im Bauern-Geschmacke giebt es eine Fülle hübscher Gacizinen; nur doch fast alle die vielfach vorhandenen Preisangewandte gleich geeignet in diesem Zwecke. Sie finden, abgesehen von den feinen und verben Ecen-Stoffen, andere mit eingewebten, einfarbigen und bunten Mustern. Sehr hübsch nimmt sich, wenn Sie die Wände nicht streichen, — als unterer ein- oder zweimal ausgeräucherter Abfalsch — eines ihrer Muster aus, von denen unsere Medienwelt und die Extra-Blätter eine so große Anzahl bringen. Vielfach den Bauern-Industrien entnommen, machen sie namentlich in roth und blauem Kremsch, oder in schwarzem Blauschöne einen sehr guten Eindruck. Auch für das Arrangement finden sie zahlreiche Vorbilder, am besten würde ein kurzer, in Quetsch-falten geordneter Lambrequin passen, ebenso auch glatt herunter hängende, leicht zusammen zu ziehende Zavanis, die das gemalte Fenster frei lassen und das Licht nicht beschneiden.

R. V., Montreux. — Ein Wandbüchse im Zimmer läßt sich sehr gut für eine kleine Bibliothek verwenden; man nimmt die Thür heraus, füllt den Zehant mit zur Aufnahme der Bücher geeigneten Nähern und schließt ihn durch einen Leppis ab, der hübsch arrangirt, entweder herunterhängt und sich verbeht, oder leicht zerfällt und durch eine Schür mit Laufen gehalten, einen Theil der Bücher sichtbar läßt. Beim Durchblättern der Frauen-Zeitung werden Sie verhehliche, diejenige Zwecke erfüllende Fortdrien finden. Wenn Sie in diesen etwas Genaueres über den Formen-Stil sehen, so empfehlen wir Ihnen: Dieß „Das deutsche Zimmer“ (Verlag von G. Dirth, München).

Zu dieser Nummer gehört ein Verblatt und ein Musterblatt für künstlerische Handarbeiten, sowie für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild.